

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

97.

Donnerstag, am 13. November 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Graf Struensee.

Geschichtlich dargestellt

von

Prof. A. Herrmann.

Durch Raube's Trauerspiel: „Struensee“ ist das Andenken eines Mannes aus der Vergangenheit wieder hervorgerufen worden, auf welchen vor 73 Jahren die Blicke von ganz Europa gerichtet waren, dessen tragisches Ende alle Gemüther tief erschütterte, dessen Sturz das innere Heiligthum einer Königsfamilie schmerzlich berührte und dessen Größe, nach kurzem Glanze, wie ein Meteor spurlos im Dunkel verschwand. Es war eine glückliche Wahl, einen Mann, der aus dem bürgerlichen Mittelstande bis in die Kreise eines Königs und seiner fürstlichen Umgebungen emporgestiegen, nun im Kampfe gegen die verschiedenartigsten Angriffe des Neides, der Rachsucht, des Fanatismus, der Volkswuth und des eigenen

Zweifelmuths plastisch darzustellen. Welch ein reicher Stoff für den dramatischen Dichter! Der Anklang, welchen dieses Drama gefunden, rechtfertigt die Wahl und Behandlung dieses Stoffes; eine geschichtliche Beleuchtung desselben, ein getreuer Nachweis, durch welche Fäden jenes manichfache Intriguenspiel bewegt wurde, dürfte nicht unwillkommen sein.

I.

Christian VII. und sein Hof.

Der Tod des Königs von Dänemark, Friedrich's V., am 14. Januar 1766, machte seinen Sohn Christian VII. im noch nicht vollendeten sechszehnten Jahre zum unumschränkten Könige zweier Monarchien und zum Besitzer zweier Herzogthümer. Seine Mutter, Luise, Tochter des Königs Georg II. von England, verlor er schon in seinem dritten Jahre, 1751; er erhielt eine Stiefmutter in Juliane Marie, Prinzessin von

Braunschweig-Wolfenbüttel, deren Liebe sich einzig dem eigenen Sohne, Friedrich, zuwandte, den sie 1753 gebar, und so entbehrte der junge Christian des belebenden, erwärmenden, dem Kindesalter so wohlthätigen Elements, der sorgenden, innigen Mutterliebe. Von seinem sechsten Jahre an erhielt er den Geheimen-Rath von Berkant, einen Ruhe und Gemächlichkeit liebenden Greis, zum Oberhofmeister, und den Kammerherrn von Neventlau zum Erzieher. Es war dieses ein hochfahrender, tyrannischer, rauher und liebloser Mann, der seinen Zögling auf die geringste Veranlassung mit unbarmherzigen Schlägen mißhandelte, und flüchtete sich der geängstigte Knabe zu dessen Gemahlin, so empfing sie ihn mit gleicher Härte. Zu seinem Lehrer hatte der treffliche Minister Bernstorff den Dichter Gellert berufen wollen; allein dieser lehnte den Ruf ab, daher fiel die Wahl auf den bisherigen Wagenhofmeister Nielsen. Zwar lautete dessen Instruction, er möge sich die Liebe des Prinzen erwerben, den Unterricht ihm zur Lust, die Arbeit zum Vergnügen machen; allein Nielsen war ein sügsamer Diener Neventlau's, ahmte dessen Härte gleichfalls nach, quälte seinen Zögling mit der Wolfischen Philosophie, ertheilte ihm einen frostigen Unterricht in der Religion, einen dürftigen in der Geschichte, und ließ Vaterlandskunde und Staatskunst ganz unbeachtet. Genießbarer war ihm der Unterricht der sich folgenden französischen Lehrer: Mallet aus Genf, und Meyerdil aus Nion; sie flößten ihm einen bleibenden Geschmack für die französische Sprache und Interesse für die französische Literatur ein. Im grellen Widerspruche mit dem ersten Unterrichte in der Religion stand der des streng orthodoxen Bischofs von Seeland, Harbøe, der ihn zur Confirmation vorbereitete. Er prägte seinem Gedächtnisse zwar die Dogmen der Kirche und deren Beweiszellen aus der Bibel wörtlich ein, allein in der Seele des jungen Prinzen entstand und blieb ein fortwährender Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, bei welchem ein wahrhaft religiöser Sinn nicht Wurzel faßte. So muß denn die Erziehung Christian's VII. eine verfehlte genannt werden. Liebe, dem Jugendalter so unentbehrlich wie das Licht der Pflanze, ward ihm nicht zu Theil; eine tyrannische, unwürdige Be-

handlung knickte in ihm Muth und Selbstständigkeit und das Streben nach etwas Hohem und Edlem; der Zauber der Wissenschaften, welche Phantasie und Herz begeistern und befruchten, blieb ihm fremd, und die Grundlage von Allem, ein fester, lebendiger, in Wort und That sich kundgebender religiöser Sinn, war in ihm nicht erbaut worden. Was Wunder, daß die Folgen jener Mißgriffe nicht ausblieben. Der junge Prinz schloß sich an die Unwürdigsten in seiner Nähe an. Sein Kammerdiener Kirchhof, ein unmoralischer Mensch, ward sein Vertrauter, und erhielt erst seine Entlassung durch Neventlau, als es bereits für die Unschuld des Prinzen zu spät war; der Page von Sperling, flach und unbedeutend zwar, aber belustigend und von angenehmen Neußerem, wirkte gleichfalls verderblich auf den Kronprinzen und ward später sein erklärter Günstling. Neventlau war ein Religionspötker, ergoß sich, in Gegenwart seines Zöglings, in Witzleien über Bibel, Kirchenthum und Geistlichkeit, verlangte aber dennoch, daß derselbe früh und Abends angehalten werde, andächtig zu beten, was in ihm Zweifelsinn erwecken und die vorgeschriebene Sitte zu einer heuchlerischen oder gedankenlosen Observanz herabwürdigen mußte. Uebrigens besaß der junge Prinz natürliche Gaben, Munterkeit, Verstand und Witz, welcher letztere allerdings oft in Spottsucht und possenhafte Nachäfferei Anderer ausartete. In manchen Dingen erlangte er Fertigkeit, spielte mehre Instrumente, tanzte mit Grazie, besaß Geschmack in der Architektur, erlernte militärische Haltung und Gewandtheit, so daß er, sieben Jahre alt, in einem Lustlager ein Regiment commandirte.

Zeitig hatte man an Christian's Vermählung gedacht. Karoline Mathilde, Schwester des Königs von England, Georg's III., Tochter des verstorbenen Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig, war ihm zur Gemahlin bestimmt worden. Sie zählte erst fünfzehn Jahre! Sie hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, sprach die deutsche, französische und italienische Sprache mit Fertigkeit, spielte Klavier mit Geschmack, tanzte mit Anmuth und besaß Würde und Anstand bei ihrem Auftreten. Die englische Nationalphysiognomie war auf das lieblichste in ihren Zügen aus-

geprägt; blaue, ausdrucksvolle Augen, eine wohlgeformte Nase, ein schöner Mund, blendend weiße Zähne, eine feine Haut und ein üppiges, blondes Haupthaar. Sanftmuth und Wohlwollen sprachen vorherrschend aus ihrem Angesicht; in ihrem Benehmen war sie, nach Art der englischen Frauen, gemessen, zurückhaltend, gegen Unterebene herablassend. Vor ihrer Abreise aus ihrem Vaterlande, daß sie nie wieder sah, überschattete eine sanfte Schwermuth ihr Angesicht — vielleicht durchzuckte ihre Seele eine leise Ahnung von dem, was für sie verhängnißvoll im Dunkel der Zukunft lauerte! Lauter Jubel begrüßte sie, als sie den dänischen Boden zuerst betrat in Altona; gleiche Begeisterung zeigte sich in reichlichen Blumenpenden, Reden und Gedichten auf ihrer Weiterreise durch die Herzogthümer; der Generaladmiralleutnant Danneffjold geleitete sie über die Belte; zu Röskilde, auf Seeland, der alten Krönungsstadt der dänischen Könige, begrüßte sie ihr künftiger Gemahl, und den 8. November 1766 hielt sie ihren feierlichen Einzug in Kopenhagen.

Wenn schon die persönlichen Vorzüge der jungen Königin die Herzen bei ihrem ersten Erscheinen gewinnen mußten und die Liebe des Volks sich ihr zuwandte, weil sie die dänische Sprache, gegen die Gewohnheit der bisherigen Königinnen, schnell erlernte, so blieb ihr doch für ihre Stellung eine schwere Aufgabe, zu schwer vielleicht für ein junges, unerfahrenes Gemüth. Es waren am dänischen Hofe zwei verwittwete Königinnen, die Großmutter des Königs, Sophie Magdalene, und seine Stiefmutter, Juliane Marie. Das vorgerückte Alter der Ersteren hatte die frühere Lust und Gewohnheit, sich in Regierungsgeschäften zu mischen, nicht geschwächt; so wie sie einst ihren Gemahl, Christian VI., geleitet, trachtete sie, auch ihren Enkel nach ihrem Willen zu führen, und ihre Förmlichkeit und strenge Ciquette beugten sich darum geduldig vor den Ausbrüchen eines kindischen Muthwillens, welchen sich dieser zuweilen gegen sie oder Andere in ihrer Gegenwart erlaubte. Sie nahm es mit einem schweigenden Lächeln hin, als er einst über ihr gepudertes Haupthaar, mit der Zuckerbüchse leise heranschleichend, klaren Zucker streute, und

ein anderes Mal einer Hofdame im Theater während eines Zwischenactes in der königlichen Loge mit vollen Backen in die Theetasse blies, welche sie eben vorsichtig an den Mund setzte, so daß deren Inhalt in einem Sprühregen auf sie und ihre Nachbarinnen hernieder strömte. Durch diese Nachgiebigkeit aber in Kleinigkeiten gerade gelang es der Königin Sophie Magdalene, einen mächtigen Einfluß auf ihren Enkel zu erlangen und seinen Entschlüssen ihren Willen unterzulegen; sie entfernte oder berief nach Gunst und Laune, wen sie immer wollte, und bald gruppirtten sich Staatsmänner und Höflinge um sie, als die Spenderin der königlichen Guld oder Ungnade.

Minder bedeutend war die verwittwete Königin-Mutter, Juliane Marie; sie hatte nie große Popularität besessen, noch sich um politischen Einfluß bemüht. Sie liebte ihren Sohn, Friedrich, über Alles, und vielleicht beschlich sie ein stiller, aus der Mutterliebe entspringender Unmuth, daß für diesen durch eine junge Königin und die zu erwartende Nachkommenschaft jede Aussicht auf den Thron entfernt werde.

Die junge Königin, Karoline Mathilde, stand unter der Leitung ihrer Obersthofmeisterin, Frau von Plessun. Sie empfahl ihr einen gewissen Ernst, eine zurückhaltende Förmlichkeit gegen ihren Gemahl, vielleicht um seinen oftmaligen Muthwillen zu zügeln und einen leitenden Einfluß auf ihn zu gewinnen. Es war dies ein Mißgriff; der jugendlich lustige Monarch fühlte sich durch diese frostige Haltung seiner Gemahlin abgestoßen, es verstimimte ihn, wenn er sie, nach einer muntern Abendwanderung mit einigen jungen Gesellschaftern, noch sprechen wollte, und mit dem Bescheid, sie spiele eben Schach, abgewiesen wurde, und er suchte bald anderweitige Entschädigung. So mangelte jenes stille, heitere, häusliche Verhältniß, die Grundlage wahrer und dauernder Zufriedenheit für Hohe und Niedere.

Aus den Umgebungen Christian's tauchten bald Günstlinge auf, die sich seiner bemächtigten und ihren Einfluß für sich und ihren Anhang geltend machten. Der ehemalige Page von Sperling wurde zum Oberstallmeister, bald zum Kammerherrn und einige Wochen darauf zum Rittmeister einer Compagnie der reitenden Garde er-

nannt. Ein Graf von Holf, jung, munter, oft findisch, erlangte gleichfalls die Gunst des Monarchen bis zur innigsten Vertraulichkeit, begleitete ihn gewöhnlich bei seinen muthwilligen Abendwanderungen, stieg vom Kammerjunker zum Hofmarschall empor und wußte als solcher den König und den Hof trefflich zu ergötzen durch Bälle, Maskeraden und französisches Schauspiel im engern Kreise, bei welchem der König, mit mimischem Talente begabt, selbst Rollen übernahm; übrigens vergaß Holf nicht, den Gliedern seiner Familie, seinem Vater, seinem Bruder, seinen Vettern und Angehörigen Beförderungen und Auszeichnungen zu gewinnen.

Minder behaglich fühlte sich der junge König bei den ernsthaften und trockenen Conferenzen der Minister, denen er wöchentlich zweimal beiwohnen mußte. Nur selten wagte er es, eine Meinung zu äußern, und noch seltener anderer Meinung zu sein, da man ihn gewöhnlich widerlegte. Schüchtern schwieg er daher still und genehmigte, was man ihm vortrug. Uebrigens mißfielen ihm die ernstern, altväterischen Männer fast insgesammt, Bernstorff mit seinen steifen Complimenten, Thott mit seiner sauertöpfischen Grämlichkeit; auch waren die ehrenwerthen Lenker des Staates keinesweges bemüht, dem jungen Monarchen seine Lehrzeit zu erleichtern, sondern ermüdeten ihn vielmehr durch die Weiterschweifigkeit und Verworrenheit ihrer Vorträge, so daß man sogar argwöhnte, es geschehe dieses mit Absicht, um ihm die Regierungsgeschäfte zu verleiden und sich ein ungeförtes Walten zu sichern.

Der dänische Hof bestand also beim Regierungsantritt Christian's VII. aus den verschiedenartigsten Elementen; ein junger, willenloser König, ohne Tiefe des Geistes und ohne gründliche Durchbildung durch Erziehung und Kenntnisse, umgeben von flachen, eigenmächtigen und ränkevollen Günstlingen; eine alternde Königin-Großmutter, förmlich, frömmelnd, aber nichtsdestoweniger herrschsüchtig und ehrgeizig; eine Königin-Mutter, unbekümmert zwar um die Angelegenheiten des Staates, aber verstimmt über die Ankunft einer jungen, sie überstrahlenden Königin; diese, geistig und vielseitig gebildet, der Liebe bedürftig, aber mißleitet von einer höfischen, kalten

Hofmeisterin und nicht verstanden von ihrem mittelmäßig befähigten Gemahl. Wie viele Anhaltepunkte für den Ränkesüchtigen, wie viele Klippen für den Arglosen oder Unbesonnenen! Auch wurde der dänische Hof damals der Tummelplatz der Kabale und Intrigue; es war schwer, zwischen ihren Wirren und Fallstricken nicht zu straucheln.

2.

Die Reise.

Es gehörte noch in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts zu den Staunen erweckenden Vorkommnissen, wenn ein Monarch auf Reisen ging; darum erregte die Kunde, der König von Dänemark werde seine Staaten auf einige Zeit verlassen, um fremde Länder zu sehen, allgemeine Aufmerksamkeit. Der Gedanke dazu ging von dem Minister Bernstorff aus; er meinte, es werde dieses den jungen Monarchen mit nützlichen Kenntnissen bereichern, ihm Gelegenheit zu heilsamen Vergleichen des Auswärtigen mit dem Einheimischen geben, die persönliche Bekanntschaft mit andern Königen, so wie der Verkehr mit den geistreichsten und ausgezeichnetsten Männern des Auslandes müßte ihm Tact und sichere Haltung verleihen, das Ganze die Ausprägung seines innern und äußern Wesens fördern.

Am 6. Mai 1768 trat Christian VII. seine Reise an; sie sollte durch Deutschland, Holland, Belgien, England und Frankreich gehen. Ueber fünfzig Personen machten sein Gefolge aus, unter diesen die höchsten Notabilitäten des Landes, der Minister Bernstorff, der Graf Holf, mehre Generale, vornehme Diplomaten und Hofleute; als Reisearzt schloß sich der bisherige Stadt- und Landphysikus von Altona, Struensee, an.

Der König berührte auf seiner Reise Hannover, machte dann einen Abstecher nach Hanau, um seine zwei Schwestern, welche an die Prinzen von Hessen, Karl und Wilhelm, vermählt waren, zu sehen, begab sich den Rhein abwärts nach Nimwegen und Amsterdam, besuchte Brüssel,

und stieg am 10. August, das bisherige Incognito ablegend, als König von Dänemark zu Dover an's Land.

Nichts fehlte zu seinem festlichen Empfange und zu seiner mit allen jenen kleinen Behaglichkeiten versehenen Einrichtung in dem Palast St. James. Sein Schwager, der König Georg III., nebst seiner Gemahlin, besuchte ihn daselbst am folgenden Tage, und Festlichkeiten und Vergnügungen folgten sich nun im bunten Wechsel zu Ehren des königlichen Gastes. Dieser besuchte Englands vornehmste Fabrikstädte, Manchester, York, berührte Oxford, wo man ihm, so wie Bernstorff, Holt und einigen Andern seines Gefolges die juristische, und seinem Leibarzt Struensee die medicinische Doctorwürde ertheilte, auch einem Pferderennen zu Newmarket wohnte der König bei. Seinestheils veranstaltete er einen glänzenden Maskenball zu London; 3000 Personen der vornehmsten und feinsten Welt wurden eingeladen, der König Georg erschien selbst dabei; die Kosten des Festes aber betrugen 20,000 Thaler. Graf Holt überstrahlte Alle durch eine prächtige Türkenmaske, auf welcher Juwelen vom höchsten Werthe funkelten. Nicht minder kostbar waren die Geschenke, welche Christian vor seiner Abreise vertheilte; man schätzte deren Werth auf 3000 Guineen; ja sogar dem vor seinen Fenstern versammelten Volke warf er Goldstücke zu! Nach einem Aufenthalte von zwei Monaten verließ er England und landete, jetzt unter dem Namen eines Grafen von Gortory, am 14. October zu Calais.

Trotz seines Incognito's wurden ihm dennoch überall königliche Ehren erwiesen. Er bezog ein Hotel zu Paris und besuchte den Hof, welcher sich eben in Fontainebleau aufhielt. Er war aber in Trauer wegen des Ablebens der Königin, darum konnten keine Feste veranstaltet werden, doch ließ man es nicht an Artigkeiten und Aufmerksamkeiten für den nordischen Gast fehlen. Dahin gehörte auch, daß man ihm die Wahl der jedesmal zu spielenden Stücke in den drei Haupttheatern von Paris überließ, eine Höflichkeit, die er abermals durch 20,000 Thaler erwidern mußte. Frankreichs Hauptstadt, mit ihren zahllosen Kunstschätzen, Instituten und Sehenswürdigkeiten jeder

Art, bot dem jungen Monarchen einen überreichen Stoff der Belehrung. Er verweilte sieben Wochen in Paris, nahm dann seinen Rückweg über Metz, Nancy und Straßburg, und langte im Januar 1769, nach einer Abwesenheit von sieben Monaten, wiederum in seiner Residenz Kopenhagen an.

Die Damen des Hofes und die Hofleute fanden den König zu seinem Vortheile verändert; er habe gewonnen an Leichtigkeit und Feinheit im Benehmen; er sei theilnehmender und milder geworden, auch würdevoller, da wo es gelte; darum wurden an Bernstorff überströmende Lobspprüche gespendet und er als der glückliche Urheber so herrlicher Umwandlungen gepriesen. Anders freilich urtheilten ruhigere Beobachter und Patrioten. Sie fanden nur, daß man jetzt bei Hofe auf gut englisch länger bei Tafel sitze, als gewöhnlich; daß, nach der Weise des französischen Hofes, ein wüßtes und lockeres Schlaraffenleben zur Tagesordnung werde, wozu der Graf Holt, dessen Uebermuth, besonders auch gegen die Königin, immer höher stieg, treulichst beitrage, daß man also bloß an der Quelle gelernt habe, wie man gründlich schmause und liebe, und daß der junge König an Kraft und Munterkeit sichtlich verloren habe; überdies fühlte man den Druck neuer Auflagen in dem geldarmen, bereits hochbesteuerten und verschuldeten Lande zur Bestreitung der Kosten jener Reise sehr schmerzlich. Und diese Klagen waren nicht ungegründet; Christian VII. hätte ein Anderer sein müssen, als er war, um Nutzen aus den getroffenen Maßregeln zu schöpfen, und vor Allem hätte ihm ein würdigerer Vertrauter, als der sittenlose Holt, zur Seite stehen müssen.

3.

Der Reisearzt Struensee.

Mit dem glänzenden, durch Rang, Titel, Orden und Würden ausgezeichneten Gefolge des Königs war ein Mann von untergeordneter Stellung nach Kopenhagen gekommen, der bisherige

Reisearzt, nun als königlicher Leibarzt bleibend angestellte Doctor Struensee. Wer hätte ahnen mögen, daß er bestimmt sei, mächtig in die wichtigsten Verhältnisse des dänischen Staates einzugreifen; wie hätte er damals wohl selbst sich träumen lassen, im fremden Lande zur schwindelhaften Höhe des Glücks emporzusteigen!

Johann Friedrich Struensee, geboren zu Halle den 5. August 1737, war der Sohn des an der dortigen Moriskirche angestellten Predigers Adam Struensee. Seine Familie stammte aus Neuruppin in der Mittelmark, wo seine Vorfäter, bis zum fünften Grade hinauf, als Tuchmacher gelebt hatten; der Vater seiner Mutter aber, Johann Samuel Carl, war Doctor der Arzneikunde gewesen und Leibarzt des Reichsgrafen von Sahn-Wittgenstein zu Verleburg. Struensee hatte noch sieben Geschwister; seine Jugendbildung erhielt er auf der Waisenhauschule seiner Vaterstadt. Ein schwärmerisch-pietistischer Geist, von den Lehrern ausgehend und genährt, waltete in dieser Anstalt. Dem geistig geweckten Knaben ward es aber bald klar, daß sich unter dem Scheine der Frömmigkeit sehr oft die schändeste Heuchelei und Lüsternheit verberge; die trüben Vorstellungen von einem zornigen, rächenden Gott, und die noch trüberen von der ursprünglichen Verworfenheit der menschlichen Natur, von der Unmöglichkeit sich zu bessern aus eigener Kraft, von der nothwendigen Erlösung der Menschen durch den Kreuzestod Jesu, erweckten in dem heranreisenden Jünglinge mächtige Zweifel und lösten sich bei ihm in eine völlige Gleichgültigkeit, ja Abneigung auf gegen das Christenthum überhaupt.

In seinem vierzehnten Jahre schon bezog Struensee die Universität zu Halle, widmete sich dem Studium der Medicin, und erwarb im noch nicht vollendeten zwanzigsten Jahre den Doctorgrad. Er hielt sich dann eine Zeit lang bei einem Oheim mütterlicher Seite auf, welcher Leibarzt bei dem Grafen von Stollberg zu Gaudern war, in der Nähe des Bogelbergs in der Wetterau. Da aber sein Vater als Hauptpfarrer der Stadtkirche nach Altona berufen wurde, folgte er diesem dahin und wohnte Anfangs bei ihm; nach dessen baldiger Versetzung nach Rendsburg als Generalsuperintendent und Consistorialrath, blieb

der Sohn in Altona zurück. Er ward hier zum Stadtphysikus ernannt, kaufte eine kleine Wohnung und richtete einen vergnüglichen Haushalt ein. Eine Anzahl Freunde, Gelehrte, Handelsleute und Militärs versammelte er täglich zu Mittag und Abends an seiner mäßig, aber schmackhaft besetzten Tafel, und Scherz und Munterkeit würzten das heitere Mahl. Auch als Schriftsteller versuchte er sich durch Theilnahme an einer Monatschrift und einigen medicinischen Abhandlungen.

Nachhaltig auf Struensee's Grundsätze, Religionsmeinungen und Lebensmaximen wirkten die damals mit Begierde gelesenen, mit enthusiastischem Beifall aufgenommenen Schriften Voltaires's, Rousseau's und Helvetius'. Ersterer bestärkte ihn in seinen an sich schon frivolen Ansichten über die heilige Schrift und die Religion überhaupt; Rousseau enthüllte ihm die bisherigen Mängel bei der Erziehung der Jugend, entflammte ihn für Gleichheit und Menschenrecht; Helvetius half ihm seine freigeistigen Ideen zu einem System gestalten, und so wurde Struensee, was man damals aufgeklärt nannte, ein feiner Egoist, dem Lebensgenuß mit Anstand höchstes Ziel, Tugend und Sittlichkeit eine bloße Klugheitslehre, Glaube an ein künftiges Sein ein altväterisches Märchen ist. Uebrigens war er eifrig und gewissenhaft in seinem Beruf, übte seine Kunst mit Glück und Geschicklichkeit, bejaß außerdem gesellige Leichtigkeit und Gewandtheit verbunden mit einer angenehmen, männlich-kraftigen Persönlichkeit, welches zusammen ihm vornehmlich die Gunst der Frauen gewann und den Zutritt in die vornehmsten und feinsten Circel verschaffte.

So hätte Struensee zufrieden und glücklich sein können; er war es dennoch nicht. Der Kreis seines Lebens und Wirkens schien ihm, trotz der mannichfaltigen Annehmlichkeiten, eng und eiförmig; er sehnte sich hinaus in eine großartigere Welt, nach einer großartigeren Thätigkeit. Ostindien, durch Reisebeschreibungen oft glänzend geschildert, wurde das Land seiner Wünsche und Hoffnungen; ein neuer Himmel, eine neue Natur, die Leichtigkeit, dort in Kurzem reich zu werden — er war durch seine Gastfreiheit und Geselligkeitsliebe in Schulden gerathen — auch

der stille Gedanke eines höheren, der Gesundheit minder nachtheiligen Sinnengenusses in einem üppigen, milden Klima, erfüllten seine Phantasie mit herrlichen Träumen, und schon schickte er sich an, sein Amt niederzulegen und zur Ausführung seines Planes zu schreiten, da eröffnete sich ihm plötzlich eine andere nähere Aussicht.

Es wurde für den König von Dänemark ein Reisearzt gesucht. Eine solche Stellung umfaßte so ziemlich Alles, was in den Wünschen Struensee's lag. Glänzende Verbindungen, Gelegenheit Merkwürdiges und Wissenswerthes zu sehen und zu lernen, daneben manchen frohen Genuß zu erhaschen — er bewarb sich um diese Stelle, und durch die rühmlichen Zeugnisse über sein bisheriges Wirken, durch die Empfehlungen vornehmer, mit dem Hofe in Verbindung stehender Familien, so wie durch seine Befähigung für die vornehme Welt, ward sie ihm zu Theil. Er trat in das Gefolge des Königs ein und begleitete ihn auf der eben gedachten Reise.

Struensee benutzte diese Reise als denkender, wissenschaftlich fortstrebender Arzt und seiner Weltmann. Bibliotheken, Museen, Naturalienkabinete, botanische Gärten, Hospitäler und anatomische Theater wurden von ihm auf das fleißigste besucht. Daneben verabsäumte er nicht, geistreiche und ausgezeichnete Männer jedes Faches kennen zu lernen und mit ihnen in Verbindung zu treten, sich überhaupt von allem Beachtenswerthen Ansicht und Ueberblick zu verschaffen. Vor Allem aber suchte er seinen Obliegenheiten als Arzt des Königs zu genügen. Er wachte sorgsam über seine Gesundheit und gerieth deshalb mehrmals mit Golt in Widerspruch. Dem Könige machte er sich angenehm, indem er ihm das Neueste und Interessanteste der Zeit vorlas und ihn über literarische Gegenstände unterhielt.

Im Januar 1769 kam Struensee mit dem Könige nach Altona zurück und sein Geschäft war nun eigentlich beendigt, denn nur für die Reise hatte man ihn angestellt. Auf Bernstorff's und Schimmelmann's Fürsprache jedoch ward er zum wirklichen Leibarzt des Königs ernannt und folgte diesem nach der Residenz. Anfangs hielt er sich streng in den Grenzen seines Berufs, suchte den König zu einer regelmäßigen Lebensordnung zu

gewöhnen, wagte nicht selten einen freimüthigen Tadel, sprach sich gelegentlich auch mißbilligend über Golt aus, als den Urheber gesundheitswidriger Abwege des Königs, und stieg immer mehr in dessen Achtung und Gunst. Die Königin hatte ihn zuerst mit mißtrauischen Blicken betrachtet, denn sie hielt ihn für ein Geschöpf des verhassten Golt; sein feines, Ehrfurcht und Ergebenheit verathendes Benehmen aber versöhnte sie allmählig; ihr Mißtrauen schwand, und als Struensee ihren Sohn, den Kronprinzen Friedrich, bei der Einimpfung der Blattern mit Zartheit und Glück behandelt hatte, wandte sich ihm das Mutterherz ganz zu und sie machte ihn auch zum Vertrauten ihrer sonstigen Anliegen. Die kalte Entfernung, welche zwischen ihr und ihrem Gemahle obwaltete, abermals ein Werk des ränkevollen Golt, war ihr Kummer. Struensee rieth ihr, durch Zuverlässigkeit und freundliche Aufmerksamkeit ihren Gemahl zu gewinnen; er selbst lenkte ihn zu einer bereitwilligen Annäherung, und so brachte er eine Versöhnung zwischen beiden Monarchen zu Stande, bei welcher sie sich glücklich fühlten und den Stifter derselben mit ihrer beiderseitigen Gunst belohnten. Struensee ward zum Vorleser des Königs und, mit dem Titel eines Conferenzrathes, zum Cabinetssecretair der Königin ernannt.

Golt hoffte das entstandene gute Vernehmen zwischen den fürstlichen Gatten durch eine veranstaltete Reise in die Herzogthümer zu zerstören, wo er, mit dem Könige allein, ihn umzustimmen gedachte. Vergebens; die Königin begleitete ihren Gemahl, und Golt hatte auf dieser Reise noch überdies den Verdruß, einen Nebenbuhler, von Brandt, den er früher gestürzt, bei Hofe wieder eingeführt zu sehen. Er konnte seiner Ueberraschung bei dessen Anblick so wenig Meister werden, daß es Brandt bemerkte und ihn fragte: „avez vous peur des spectres?“ — „non,“ antwortete er böshast, „mais je déteste les revenans.“

Kurz vor der Reise starb die Großmutter des Königs, Marie Magdalene; die üblichen Feierlichkeiten der Bestattung und Trauer wurden mit unanständiger Eilsfertigkeit abgethan, um die bevorstehende Reise nicht zu lange aufzuschieben; diese

aber sollte verhängnißvoll für den Grafen Golt und seinen Anhang werden. Die physischen und geistigen Kräfte des Königs sanken merklich, darum wurde ihm sein bisheriger Liebling Golt gleichgültig, ja lästig, denn er stürzte ihn ohne Aufhören in Genüsse, für welche er jetzt abgestumpft war. Demnach konnten die Königin und Struensee gegen den bisher allvermögenden Günstling einen entscheidenden Streich führen; er erhielt seine Entlassung, jedoch mit einem Gnadengehalt von 2000 Thalern. Sein Sturz zog den seiner Verwandten und zahlreichen Anhänger nach sich. Entlassungen folgten jetzt auf Entlassungen, bei Hofe, im Civil, in der Armee und der Marine. Eine neue Generation trat auf, ein neues System in allen Zweigen des Staatswesens kam an die Reihe, denn Struensee wurde zum Geheimen Cabinetsminister ernannt, bald darauf auch, nebst seinem Freunde von Brandt, in den Grafenstand erhoben.

4.

Der Graf Struensee.

Struensee hatte die Gebrechen, an welchen der dänische Staat kränkelte, richtig erkannt; eine fehlerhafte Verwaltung, Bestechlichkeit der Beamten, Parteilichkeit bei Anstellungen, Vergeudungen durch Pensionen, ein überflüssiges Dienstpersonal in der Armee sowohl als im Civil, endlich ein verschwenderischer Hofhaushalt. Er beschloß, allen diesen Uebelständen durch eine gewaltthätige Reform ein Ende zu machen. Friedrich II. und Joseph II. schwebten ihm als nachahmungswerthe Muster vor, nur übersah er dabei, welche Kluft zwischen einem souverainen, legitimen Fürsten und einem aus dem Mittelstande aufgestiegenen, noch überdies vom Auslande herbeigekommenen Minister bestehe. Das bisherige Minister-Conseil wurde aufgelöst; die Befehle des Königs hatten, auch ohne Unterschrift seines Namens, bloß mit dem Cabinetsiegel versehen, Gültigkeit; viele Pensionen wurden ganz eingezogen, andere herabgesetzt; eine Menge für überflüssig

erachtete Beamte erhielten, zum Theil ohne Pension oder Wartegeld, ihren Abschied; strenge Prüfungen wurden für Anzustellende festgesetzt; Empfehlungen, Familienverbindungen und Geburt sollten nicht mehr berücksichtigt werden. Die dritten Feiertage, so wie manche andere Feiertage, wurden aufgehoben oder auf die nächsten Sonntage verlegt. Die beschämenden Kirchenstrafen für unehelich Schwangere hörten auf, dagegen fanden außer der Ehe erzeugte Kinder Aufnahme in Findelhäusern; ja sogar öffentliche Häuser der sittlichen Zuchtlosigkeit erhielten Duldung.

Diese Umwandlungen einer aus starrem Schlen-drian erwachenden Neuzeit entsprossen, obgleich größtentheils zweckmäßig und lobenswerth, mußten wohl ihrem Urheber zahllose Feinde in allen Ständen erwecken. Der Adel, die Geistlichkeit, die Beamtenwelt erhoben insgesammt ein leidenschaftliches Wuthgeschrei. Wer berechtigte den bürgerlichen Emporkömmling, alte, ehrwürdige, durch die Zeit geheiligte Privilegien anzutasten? Wie durfte der Mann ohne Religion, ohne Glauben seine profane Hand an die heiligen Gebräuche der Kirche legen? Wie konnte sich der fremde Eindringling, unfundig landesüblicher Herkommnisse, in Dinge mischen, die er nicht verstand? Endlich beleidigte es das Nationalgefühl, daß jetzt alle Verordnungen, auch an die dänischen Behörden und Provinzen, in deutscher Sprache erlassen wurden, da der Minister erklärt hatte, er habe keine Zeit dänisch zu lernen.

Die obwaltende Mißstimmung durfte laut, sogar schriftkundig werden durch ein von Struensee selbst ausgegangenes Zugeständniß, denn er hatte die Büchercensur aufgehoben und Pressfreiheit gegeben. In unzähligen Flugschriften und Zeitungsartikeln, bald schmähend, bald spottend, ergoß sich daher der Unmuth der Betheiligten gegen ihn.

Dem Umsturze alles Alten erlag auch ein Mann, dem ganz Dänemark Hochachtung zollte, dessen Andenken dort noch jetzt ehrenvoll fortlebt, der Minister von Bernstorff. Als Staatsmann und Mensch ausgezeichnet, hatte er in einer vierzigjährigen Dienstzeit raslos und segensreich gewirkt. Doch der neue Ordner der Dinge, der Graf Struensee, fand ihn für seine Zwecke ungefügig, darum

bewirkte er dessen Entfernung. Ein königliches Handschreiben ward ihm im Cabinet überreicht, als er sich eben zur Arbeit niedergesetzt, welches ihm seine Entlassung ankündigte. „Ich bin meines Amtes entsetzt,“ sprach er mit ruhigem Tone, und dann, einen schmerzlichen Blick zum Himmel richtend: „Allmächtiger! segne dies Land und den König!“ Wie ein Weiser verließ er, ohne Murren, ohne Klagen, Dänemarks Hauptstadt, und zog sich auf sein Gut Borstel in Holstein zurück. Eine allgemeine Trauer, ein gemeinsamer Schrei des Unwillens gaben Zeugniß für seinen Werth und seine Verdienste. Sein Freund und Hausgenosse, Klopstock, ging mit ihm zugleich aus Kopenhagen.

(Schluß folgt.)

Der gelbe Baum.

Schon ist es Herbst, doch grün noch rings die Flur,
Nur einer Pappel hohe Aeste ragen
Selbststrahlend wie aus purem Gold geschlagen
Stolz in des Himmels ruhigen Azur.

Wahnwitz'ger Thor! was gabst du der Natur
Dies reiche, schimmervolle Kleid zu tragen?
Ruft keine Ahnung durch dein Wohlbehagen:
Ich bin ein Midas unter Pflanzen nur?

Du stehst allein — aus dünkelfhaftem Triebe,
Für eitlen Schmuck hast du des Herzens Liebe,
Für Gold hast deine Jugend du verkauft.

Noch werden, die du prunkend übersehen,
Die Büsche blätterfreudig, kosend stehen,
Wenn nicht'ge Reue schon dein Haar zerrauft.

Franz v. Schober.

Antwort des gelben Baumes.

Du zürnst auf mich? auf einen armen Baum,
Der seine holden Farben schon verloren?
Du zürnst, weil mich das Schicksal außerkoren,
Mir früh zu zeigen: Leben sei nur Traum?

Ich gab nicht willig der Verwufung Raum,
Ich seufzte bei dem schnellen Flug der Horen,
Du bist so hart und nennst mich einen Thoren —
Und — ich gab Liebe gegen goldnen Schaum!

Das kalte Gold, das ich für Lieb' empfangen,
Es schmerzt; — es haben Thränen oft gehangen
An meinem Schmuck', du sahst es mir nicht an.

Weil ich mich kräftig aufgerichtet habe,
Nennst du mich dünkelfhaft — doch, — auf dem Grabe
Der Liebe selbst erhebt sich ja der Mann.

Thekla v. Gumpert.

Duplik im Prozesse des gelben Baumes.

Du hast den Anwalt klüglich dir ertosen,
Mit Rührung las ich seine schönen Zeilen;
Ja, Reue wollte fast mein Herz ertosen,
Denn niemals kränkt' ich ohne Schmerz ein Wesen.

Doch halt' ich, was er sagt, für Hypothesen,
Und nimmer kann ich seine Ansicht theilen.
Tödlich getroffen von des Schicksals Pfeilen,
Giebt man sich nimmer solche airs und aisen.

Zu wohl kenn' ich das Weh in dem Gemüthe,
Dem ohne Schonung für der Seele Blüthe
Das Leben seine Flitter aufgezwungen,

um gut sie von des Ueberdrusses Leiden
Blasierter Selbstlinge zu unterscheiden: —
Für die ward meine Geißel nur geschwungen.

Franz v. Schober.

Der Anwalt des gelben Baumes an den Kläger.

Es schweigt der Baum, so sei es mir erlaubt
Für den Gekränkten noch ein Wort zu sagen:
Die Kosten des Processes müßt' er tragen,
Greilt' der Urtheilsspruch sein armes Haupt.

Nun hat der Sturm ihm auch sein Gold geraubt,
Er steht da, ohne Kleid, zwar ohne Klagen;
Doch müßt' zum Schuldthurm er in Alters Tagen —
Es wäre doch zu hart, hätt' ich geglaubt.

Ich weiß, er würde den Proceß verlieren,
Weil streitgeübte Kräfte Klage führen
Und er den schwächsten Anwalt sich erkor.

Nur Eines lassen Sie mich noch bemerken,
Ihn mußte doch wohl Seelengröße stärken, —
Er hebt als Bettler auch sein Haupt empor.

Thekla v. Gumpert.

Zu gütlicher Beilegung des Processes.

Hat nicht Ihr Wort zu sehr den Stolz erhoben?
Gar selten ist er immer Werthes Zeichen,
Berächtlich ist er mir bei Großen, Reichen,
Der Bettelstolz jedoch scheint mir verschoben.

Wohl muß des Menschen Adel sich erproben
In Schicksalsstürmen, bei des Unglücks Streichen;
Und soll er auch in Demuth nicht erleichen,
Muß ich bescheidene Ergebung loben.

Doch mag der arme Baum nur trogend pochen,
Vergebens würde die Sentenz gesprochen;
Sein Recht verliert, wo nichts ist, selbst der Kaiser.

Vielleicht macht ihn der rauhe Winter weiser,
Und er erscheint, nach ein'gen Monden, Wochen,
Bescheiden grün wie andre gute Reiser.

Franz v. Schöber.

Der Anwalt des Baumes an seinen Gegner.

Der Baum ist wieder grün, die dürrn Aeste
Sind frisch mit saft'gen Blättern überkleidet,
Er ist ein Belt, um das ich oft beneidet
Die Schaaren seiner luft'gen, kleinen Gäste.

Er ist geschmückt, ganz herrlich, wie zum Feste,
Hat so recht üppig weit sich ausgebreitet,
Man sieht, ihm ist ein neues Glück bereitet;
Der Frühling reichte ihm der Gaben Beste.

Nich rührt der schöne Baum, er nahm in Frieden
Was jederzeit das Schicksal ihm beschieden,
Nahm Liebe, Gold und bitt're Armuth hin.

Er jauchzt im Glück, trägt Unglück ohne Klagen,
Drum muß ich Ihnen hier noch einmal sagen:
Ich glaube doch, der Baum hat edlen Sinn.

Thekla v. Gumpert.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Braunschweig im November.

Kurz nach der blutigen Katastrophe in Leipzig, zu einer Zeit, wo in den meisten, namentlich größeren Nachbarstaaten jede Volksversammlung, ohne Rücksicht auf den Zweck derselben, an einem Verbote scheiterte, und wo man vorzugsweise solche, die eine religiöse Tendenz hatten und dennoch als staatsgefährlich (!) bezeichnet waren, streng bewachte, konnten in dem Herzogthume Braunschweig, unter den Augen unseres erleuchteten Fürsten und in der Mitte hoher Staatsbeamten, die protestantischen Freunde sich ungehindert versammeln.

Es war zwar von verschiedenen Staaten der Wunsch ausgesprochen: daß die bevorstehende Versammlung unterfagt werden möchte, — allein das war ohne Erfolg geblieben.

Bei dem letzten Beisammensein der protestantischen Freunde, am 2. Juli in Halberstadt, bei der auch Uhlich zugegen war, hatte man einen Ort auf der Assse, einem gebirgigen Walde in der Nähe von Wolfenbüttel und Braunschweig, wo neben der Försterwohnung auch eine Gastwirthschaft sich befindet, zur nächsten Versammlung, welche auf den 20. August verabredet war, bestimmt. Man hatte bis dahin, wo Uhlich durch den bekannten Befehl seiner Oberbehörde in Gefangenstand versetzt wurde, fest auf das Erscheinen dieses ausgezeichneten Mannes gerechnet, ja, man gab, weil der Mensch die Erfüllung dessen, was er wünscht, so gern glaubt, sich auch selbst später noch dem süßen Hoffen hin: an seinem seelenvollen Vortrage die Herzen zu erheben, — bis ein am 19. August Abends ankommender Brief Uhlich's jede Aussicht darauf abschchnitt.

Der Oberlandesgerichtsrath Langerfeld aus Wolfenbüttel, ein Freund Uhlich's und Empfänger des Briefes, hatte an demselben Abende mehrere protestantische Freunde, namentlich aus Braunschweig, zu sich eingeladen, und dort war das Aeußere für die Versammlung des folgenden Tages bestimmt.

Eine Stunde von der Assse entfernt liegt die Magdeburg-Braunschweigische Eisenbahn, welche von allen Seiten in dichtbesetzten Zügen protestantische Freunde mit ihren Freunden der Assse zuführte. Es war nämlich von der Eisenbahndirection auf das Bereitwilligste die Einrichtung getroffen, daß außergewöhnliche Züge nach einer der Assse am nächsten gelegenen Stelle gingen, und auch die gewöhnlichen dort anhielten.

Seitwärts von der Försterwohnung, auf einem Plage, welcher von einzelnen tausendjährigen Buchen beschattet ist, versammelten sich allmählig gegen 4000 Menschen aus der Nähe und Ferne, Bürger und Landleute. Die sehr zahlreich vertretene Geistlichkeit gehörte

zum größten Theile wohl dem Braunschweigischen Lande an, aber man bemerkte unter ihr auch viele Hannoveraner, trotz der scharfen Controle, welche an jenem Morgen bei jeder Station der Hannover-Braunschweigischen Eisenbahn stattgefunden haben soll, und noch mehr Preußen, diese zwar, wie sie sagten, um zu opponiren (!?), da kurz vorher einem jeden Prediger von seinem vorgesetzten Superintendenten eine schriftliche Ermahnung: von der Richtung der protestantischen Freunde sich fern zu halten, zugegangen war.

Der Himmel begünstigte das schöne Fest durch das herrlichste Wetter.

Auf der Mitte des Platzes, unter einer ehrwürdigen Buche, an deren Stamm das bekränzte Bild Uhllich's hing, war eine Tribüne erbaut.

Am Abende zuvor hatte man beim Oberlandesgerichtsrath Langerfeld bestimmt, daß der Pastor Hefsenmüller aus Braunschweig zum Ordner und Leiter der Versammlung vorgeschlagen werden sollte. Es war 10 Uhr, die Verhandlungen mußten beginnen, und nichtsdestoweniger fehlte Hefsenmüller noch. Man befand sich in einiger Verlegenheit. Da betrat der Oberlandesgerichtsrath Langerfeld zuerst die Tribüne. Er brachte den Versammelten Uhllich's herzlichen Gruß, sprach den Wunsch aus: daß der friedliche und versöhnende Sinn seines Freundes in den vorzunehmenden Besprechungen walten, und die Wärme desselben für das Wahre, Gute sie beleben möchte. Alsdann forderte er zur Wahl eines Ordners und Leiters für den Tag auf, und schlug dazu, wie verabredet, den Pastor Hefsenmüller aus Braunschweig vor, welcher Wahl die Versammlung beistimmte.

Jetzt bestieg Pastor Steinmeyer aus Braunschweig, als einstweiliger Stellvertreter Hefsenmüller's, die Tribüne, gab eine kurze Skizze der Geschichte der protestantischen Freunde, hieß die Versammelten willkommen, und forderte sie auf, nach guter Sitte protestantischer Freunde, den Verhandlungen ein frommes Lied voranzugehen zu lassen. Ein vom Pastor Breithaupt in Halchter im Braunschweig'schen zu diesem Zwecke gedichtetes vortreffliches Lied wurde hierauf von diesem zeitenweise vorgesprochen, und dann von der versammelten Menge, entblößten Hauptes, gesungen.

Das war ein Moment, wie man wenige erlebt! — Eine Menge von 4000 Menschen, im Freien unter den grünbelaubten Zweigen alter ehrwürdiger Buchen, entblößten Hauptes, ein frommes Lied singend, und darüber der blaue Himmel mit dem ewigen Lichte, der Sonne, welche segnend ihre warmen, finsternißzerstörenden Strahlen auf die andächtige Menge ausschüttete! — Da hätten sie kommen sollen Alle, die da meinen, die protestantischen Freunde seien protestantische Feinde, und sie hätten, wenn sie nicht ganz von Gott verlassen sind, ihres Irrthums inne werden müssen.

Nach Beendigung des Gesanges verlas Pastor Stein-

meyer eine Rede, welche Uhllich den protestantischen Freunden im Lande Braunschweig gesandt hatte. Uhllich's einleitende Worte betrafen den Kampf, das Ringen des Alten mit dem Neuen. Er sagte: auf der Seite des Alten stehe ein durch Jahrtausende geheiligtes Herkommen, stehen die Namen der berühmtesten alten Kirchenlehrer, die ehrwürdigen Namen Luther's und seiner Mitarbeiter; da stehen die Bekenntnisschriften unserer protestantischen Kirche, welche sie im Jahrhunderte ihrer Entstehung abfaßte; da stehe die Verpflichtung auf diese Bekenntnisschriften, welche lange geschlich gegolten habe und nirgends förmlich abgeschafft worden sei. Die kirchlichen Behörden befänden sich, wenn sie an des Gesetzes Form sich binden wollten, auch auf diesem Grund und Boden, und könnten das geltend machen. Auf dieser Seite höre man auch: wer das Christenthum anders faßt, der ist kein Christ, der ist ein Feind des Christenthums, der muß hinaus aus der Gemeinschaft der Christen. — Auf der Seite des Neuen aber stehe der ganze gewaltige Drang unserer Zeit, welcher in allen Gebieten des Geistes vorwärts treibt; da stehe die durch die großen Fortschritte in allen Wissenschaften gereifte Vernunft; da stehe die billige Forderung aller ernstern Gemüther: daß die Religion ihnen durch freie Ueberzeugung zum vollsten Geistesenthum werde; da stehe die feste Forderung: daß überhaupt auf diesem Gebiete die Freiheit walten müsse, und daß nicht die Frage sei: was hergebracht, was irgend einmal festgesetzt worden, sondern was wahr sei, und auf dieser Seite stehen auch die protestantischen Freunde. Was die Zahl der beiden Seiten anbetreffe, so stehen auf der neuen Seite, wenn nicht der Anschein ganz trüge, der Kern des deutschen Volkes, wenigstens in Norddeutschland und in allen Ständen, von denen, welche selbst denken, die Allermeisten. Auf der alten Seite stehen jetzt in den meisten Ländern die Behörden, in manchen auch der Adel, Viele in den niederen Ständen, aus andern Ständen einzelne scharfe Denker, seit einigen Jahren auch viele Geistliche, besonders vom jüngeren Geschlechte. — Er legte dann besonders Gewicht darauf, daß das Alte noch immer Rechtszustand sei. Auch im Lande Braunschweig finde dasselbe statt, aber vernünftige und wohlwollende Behörden haben, unter dem Einfluß der fortgeschrittenen Zeit, sich dem Lichte zugewendet und diesen Zustand, ohne Kampf, gemildert oder zum Theil beseitigt. Darum könne man hier bauen, bauen an dem Reiche Gottes. Das Christenthum, sagte er, sei die Religion, welche uns die Wahrheit biete und uns mit Kraft erfülle, ein würdiges Leben zu führen. Die Hauptaufgabe des Christenthums, ein Himmelreich auf Erden zu gründen, sei aber von ihm noch nicht gelöst, es sei zwar auf Erden durch dasselbe besser geworden, allein das Reich Gottes sei noch ferne. Darum solle ein Jeder nach allen Kräften wirken, um das Himmelreich, wie Christus es habe bringen wollen, zu ver-

breiten. — Das sei der Zweck der protestantischen Freunde, und es habe sich bestätigt, daß es überall, wo sie seit längerer Zeit beisammengestanden hätten, besser geworden wäre. Um des Willen sei es auch das Bestreben der protestantischen Freunde: das kirchliche Leben wieder zu heben. Er entwickelte hierauf die Gründe, weshalb dasselbe jetzt darnieder liege, und zeigte, daß die Schuld auf der einen Seite den Geistlichen, auf der andern den Gemeindegliedern beizumessen sei; den Ersteren vorzüglich dadurch, daß sie aus dem einfachen Christenthum eine gelehrte Theologie gebildet, und diese dem Volke zur Annahme vorgetragen hätten, und daß solche Lehren, die an sich dunkel und geheimnißvoll seien, als Hauptsache zur Seligkeit von ihnen hingestellt wären; vor Allem hätten sie aber die Bibel nicht auf die rechte Weise benutzt, um sie als Erbauungsbuch für die Gemeinden darzustellen. Dann sprach er, als was man die Bibel betrachten solle; die Bibel sei nicht als solche Gottes Wort, sondern dies liege in ihr, sie sei das Gefäß, worin Gottes edelste Gabe an das Menschengeschlecht, das Christenthum, dargeboten werde, in ihr habe das ganze christliche Leben seine Wurzel, ohne daß darum alle ihre Worte heilig seien. Deshalb aber müsse man auch das, was irrthümlich darin sei, irrthümlich nennen, damit Niemand irre werde, und nicht unser Volk das Heilige mit dem Unheiligen verwerfe. Zu der andern Seite, zu den Gemeindegliedern übergehend, hob er den Indifferentismus der Zeit, die Gleichgültigkeit, die sich um Religiöses nicht bekümmere, und das Uebergewicht des Materiellen im Volksleben hervor. Als Mittel, das kirchliche Leben wieder in Schwung zu bringen, nannte er die Presbyterial-Verfassung, und schloß mit einer herzlichen Aufforderung zu innerer Verbrüderung und unermüdblichem Streben: an dem Reiche Gottes weiter zu bauen.

Wiederholte Beifallszeichen während der Vorlesung der Rede und besonders am Ende gaben genugsam die Theilnahme der Versammlung an den Mann zu erkennen, dem sie so gern von Auge zu Auge ihre Huldigungen dargebracht hätte.

Unterdessen war der zum Ordner des Tages erwählte Pastor Hefenmüller, welcher seinen alten Vater mit sich führte, und dadurch verhindert war, früher zu erscheinen, angekommen. Dieser schlug jetzt, nachdem er auf die Nacht, die Gott in das Menschenwort gelegt habe, hingewiesen, und den Wunsch ausgesprochen hatte: daß jede späterhin folgende Debatte im Geiste brüderlicher Liebe geführt werden möge, eine Pause von der Dauer einer Viertelstunde vor. Nach Verlauf dieser Zeit sammelte sich die lautlose Menge wieder um die Tribüne, wo der Ordner des Tages, um der allgemeinen Anfrage: warum Uthlich nicht erschienen sei? zu begegnen, eine einfache Erklärung über diesen jetzt allbekannten Gegenstand abgab, und dann zu einem selbstständigen Vortrage überging.

Er sprach zuerst im Allgemeinen über das Geschicht-

liche der christlichen Kirche im fünfzehnten Jahrhunderte, und verbreitete sich über die Entstehung und Bedeutung der Symbole, wobei er zeigte, daß dieselben, unter den damaligen Verhältnissen, als etwas durchaus Nothwendiges zu betrachten seien, und daß die weitere Entwicklung aus dem Geiste der Symbole herausgeschehen müsse. Er kam dann auf die Verfassung der Kirche und in dieser Beziehung besonders auf das Verhältniß der Kirche zum Staate, und sprach die Hoffnung aus: daß dieses besser werden möchte. Den Vorwurf, welcher den protestantischen Freunden gemacht werde: sie seien glaubensteer — berührend, erklärte er, daß dieser ein nichtiger sei, und wies nach, daß sie an dem, was wahrhaft Christenthum genannt werden dürfe, mit unerschütterlicher Treue festhielten. Am Schlusse seiner Rede erwähnte er noch des mit so großer Schaulheit abgefaßten tridentinischen Bekenntnisses, und bewies, daß dasselbe die Praxis der jetzigen katholischen Kirche enthalte. Seine letzten Worte lauteten: „Aus des Herzens innerster Tiefe stammt unser Glaube; ein frohes Siegesgefühl hebt unsere Brust. Wir kennen und ahnen die Kämpfe, durch welche wir hindurchgehen müssen, unserer guten Sache aber gewiß, sprechen wir mit der heiligen Schrift: Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Stürmische Acclamationen unterbrachen sehr häufig den Redner, welcher den freien Herzenserguß mit wahrer Begeisterung vortrug, und erreichten am Schlusse der Rede ihren höchsten Punkt.

Superintendent Keunecke, aus dem Braunschweig'schen, nahm jetzt Gelegenheit anzuknüpfen. Er sprach, wenn auch undeutlich, sich mißbilligend über die Versammlungen der protestantischen Freunde aus, und rief Behe über die, welche Vergerniß und Veranlassung geben, daß der Schwache irre würde an seinem Glauben.

Obgleich die Rede bis zu Ende gehalten wurde, so legte die Versammlung durch theilweise Unterbrechungen und andere deutliche Zeichen ihre Mißbilligung über dieselbe unverkennbar an den Tag.

Mittlerweile war die Zeit so weit vorgerückt, daß, so wünschenswerth es auch immer sein mochte, die Ansichten noch Anderer zu vernehmen, weitere Discussionen abgeschnitten werden mußten.

Es bestieg nun Pastor Behrens aus Bambleben im Braunschweig'schen die Tribüne, und sprach den protestantischen Freunden ein Lebewohl entgegen, und gedachte der Erinnerungen und Früchte, die an diesen Tag sich knüpfen würden.

Als hierauf zur Wahl eines Ortes für die nächste Versammlung geschritten wurde, schlug der Ordner die Stadt Braunschweig als Ort und den ersten October als Tag dazu vor, womit die Versammlung sich einverstanden erklärte.

Der Ordner sprach dann noch einige Worte über den Gewinn solcher Tage, drückte seine feste Zuversicht

auf den Sieg der guten Sache der protestantischen Freunde aus, und schloß mit dem Ausrufe: Eine feste Burg ist unser Gott! Sogleich stimmte die ganze Versammlung, entblößten Hauptes, dieses Kernlied an.

Ein einfaches Festmahl unter dem grünen Laubdache vereinigte jetzt mehrere hundert Männer und Frauen, während die Tausende sich an den nahen Bergen, um die aus der eigenen Küche mitgebrachten Speisen amphitheatralisch gruppirten, und einen eben so großartigen als ergöglichen Anblick gewährten.

Ich erwähne des einzigen officiellen Toastes, welcher durch die Tagesordnung bestimmt war, des Toastes auf unsern Herzog. Vom Ordner des Festes gesprochen, lautete er: „Zu keiner Zeit haben die Völker ängstlicher oder hoffender zu ihren Fürsten aufgeblickt, als in unsern Tagen. Heil uns, daß wir volle Ursache haben, zu unserm geliebten Fürsten nur dankend und hoffend aufzublicken, zu unserm Fürsten, der auf eine so ruhmvolle Weise uns gezeigt hat, daß er, festhaltend an dem wahren Protestantismus, eben so erhaben ist über kleinlichen confessionellen Rücksichten, wie über ängstlicher Furcht vor freier geistiger Regung. Denn wo Freiheit der geistigen Bewegung gestattet wird, da ist auch Geistesfreudigkeit, und in dieser die sicherste Gewähr für eine Liebe, die für den guten Fürsten Alles zu thun und zu opfern bereit ist. Mit dieser Liebe gedenken wir heute unsers erhabenen Landesherrn, und ich spreche aus Aller Herzen, wenn ich ausrufe: Se. Hoheit, der regierende Herzog von Braunschweig, Herzog Wilhelm, lebe hoch!“ Der Ordner hatte damit wirklich aus dem Herzen Aller gesprochen, denn der Jubel wollte kein Ende nehmen.

Bis gegen fünf Uhr Nachmittags blieb die Menge beisammen, wo sie dann theils zu Fuß, theils in unzähligen Wagen, zum größten Theile aber auf der Eisenbahn ihrer Heimath zuerückte.

Uns blieb neben der schönen Erinnerung an diesen Tag, der ohne die geringste Störung, in würdiger Haltung vollbracht war, die freudige Aussicht auf einen ähnlichen am 1. October in Braunschweig. Leider mußten wir hierin getäuscht werden. In unserm Tageblatte erschien eine — zwar anonyme — Bekanntmachung: daß die Versammlung der protestantischen Freunde am 1. October in Braunschweig aus bewegenden Gründen unterbleiben werde, — in Folge deren sie denn auch wirklich nicht stattfand.

Einer der Lenker der früheren Versammlungen sagte mir: daß es ihnen bei den gegenwärtigen politischen Verhältnissen angemessen erschienen sei, von der verabredeten Versammlung abzustehen.

Und so haben sich denn die protestantischen Freunde zum letzten Male — wir sagen es mit Stolz — in unserm Lande versammelt.

Die politischen Verhältnisse, sie, die wie ein dichter Nebel den Horizont umnachteten, waren auch hier wieder die Ursache des Uebels. — Und doch, es weht

eine frische Morgenluft, die Nebel müssen weichen. Schon werden einzelne Stimmen laut, und verkünden, wie die fliegenden Herolde, die Lerchen, das Herannahen der Sonne, das werdende Licht. Es will tagen! — Seht ihr nicht, wie es sich regt überall in den Auen? — Hört ihr nicht das Frohlocken der erwachenden Menschheit? — Ja, es wird kommen ein herrlicher Tag! da wird sein Entzücken! und wiederhallen werden die Himmel von dem Hallelujah, welches die Erdenkinder dem hinauffauchenden, der schon am ersten Tage der Schöpfung fand: daß das Licht gut sei.

Ein Lichtfreund.

Aus Berlin im November.

Seit Juli d. J. hat die hiesige Hofbühne eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet, besonders auf dem Gebiete der musikalischen Production, wo vier größere deutsche Originalwerke neu einstudirt und mit Erfolg zum ersten Male zur Aufführung gebracht wurden; nämlich: die Kreuzfahrer von Spohr, Stradella von Flotow, Catharina Cornaro von Lachner, und der Sophokleische König Oedipus auf Kolonos, mit Musik von Mendelssohn, welcher am 1. November zuerst auf dem Theater des neuen Palais in Potsdam vor dem Hofe und einer, wie gewöhnlich, dazu eingeladenen Gesellschaft von Berliner und Potsdamer Notabilitäten gegeben worden ist.

Diese merkwürdige Regsamkeit unseres Theaters fällt in die Zeit, wo der General-Intendant, Hr. v. Küstner, ohne an die Mitwirkung des Hrn. Meyerbeer gebunden zu sein, die freie und selbständige Leitung der Hofbühne gehabt hat, während in dem ersten Halbjahr 1845, wo Hr. v. Küstner durch die jeder regelmäßigen Norm entbehrende und darum das Theater desorganisirende Mitverwaltung Meyerbeer's in seiner Selbständigkeit gehindert war, keine einzige neue Oper zur Darstellung kam, und nur zwei alte Opern: Curyanthe von Weber, und der schwarze Domino von Auber, neu einstudirt worden sind. Diese unabläugbare Thatsache ist am meisten dazu geeignet, die in der letzten Zeit so vielbesprochenen Verhältnisse der Berliner Hofbühne unter dem Gesichtspunkte, welcher hier allein der entscheidende sein kann, nämlich unter dem praktischen, zu beurtheilen. Es geht daraus das ohne alle Parteilichkeit hinzustellende Resultat hervor, daß die wahre Kraft und Energie einer Bühnenleitung, durch welche die inneren Interessen der Kunst und die äußeren des Instituts gleichmäßig gefördert werden, nur in der Einheit des ganzen Organis-

mus und darum in der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des General-Intendanten beruht. Das vielfach nachtheilig gewordene Mißverhältniß zwischen Hrn. v. Küstner und Hrn. Meyerbeer, wobei der Letztere nicht in üblicher regelmäßiger Verwaltungsform, sondern durch unmittelbar von ihm erwirkte Cabinetsbefehle seine Absichten durchzusetzen suchte, dies Mißverhältniß wird aber auch nicht durch das neue Project, das die H. v. Küstner und Meyerbeer zu unabhängig von einander gestellten technischen Directoren für Schauspiel und Oper unter der Oberleitung einer höheren Hofcharge machen will, zu einem heilsamen für die hiesige Bühne umgestaltet werden können. Wie wir vernehmen, ist auch dieses Project, das mehr einer aristokratischen Intrigue als einem Verwaltungsplane ähnlich sieht, bereits von dem königlichen Hausministerium, dem es zur Begutachtung vorgelegen, als unausführbar bezeichnet und keineswegs zur Befürwortung geeignet befunden worden. Das allem Anderen voranstehende praktische Interesse dürfte aber gebieten, die Oberleitung der Bühne einzig und allein der einheitlichen und selbständigen Thätigkeit des Hrn. v. Küstner in der gänzlich unabhängigen Weise, in der sie ihm bei seiner Herberufung zugesichert worden, zu überlassen. Daß sich das Theater als Kunstanstalt am besten dabei befindet, haben die letzten vier Monate unseres Bühnenlebens thatsächlich bewiesen, wo in kurzer Frist so Vieles und so Bedeutendes geleistet worden, wie wir dies noch unter keiner Verwaltung hier gesehen haben.

Die Aufführungen der „Kreuzfahrer“, der „Catharina Cornaro“ und des „Oedipus“ gewährten zugleich das Interesse, die Componisten in eigener Person ihre Musiken dirigiren zu sehen. Am meisten hat unter diesen Werken die Bachner'sche Oper angesprochen, bei der zugleich in der äußeren sehr reichen Ausstattung ebenso viel Prunk, als Geschmack und Kunstsinne aufgewendet worden. Besonders sind es die ungemein richtig und schön dargestellten venetianischen Localitäten, welche

das größte landschaftliche und bildliche Interesse gewähren. Nicht minder behauptet aber die Musik eine ansprechende, zum Theil mächtige dramatische Wirkung, vornämlich im dritten Act, wo das Banditentanzstück, die Hochzeitsprozession zur Markuskirche, der Tanz der Gondolieri mit Begleitung der Glasharmonica und fernem Orgelklang in der Kirche, dem Besten gleichkommt, was die neuere Opernmusik geleistet. — Die Aufführung des „König Oedipus in Kolonos“, der erhabensten und idealsten unter den alten Schicksalstragödien, ist ebenfalls eine sehr erfolgreiche zu nennen, wenn sie auch nicht dieselbe Wirkung machte, wie die frühere Darstellung der „Antigone“. Die Musik, welche die Chorgesänge und die lyrischen Stellen des Stücks behandelt, ist ganz in dem nämlichen Zuschnitt ausgefallen, wie die zur „Antigone“ von demselben Componisten gelieferte. Diese Aufgabe ist immer eine mißliche und bedenkliche, und wird eher den Eindruck des alten Gedichts schwächen und stören, als ihm zu seinem Recht verhelfen. In der theatralischen Ausführung ist besonders Hr. Hoppé als Oedipus, Hr. Hendrichs als Theseus, Frä. Clara Stich als Antigone, Hr. Grua als Polyneikes zu nennen, die sich mit rühmlicher Anstrengung um eine würdige und charakteristische Vertretung ihrer Rollen bemühten. Ludwig Tietz hat an dem Einstudiren des „Oedipus“ keinen Theil genommen, und alle Vorbereitungen und Einrichtungen zu dieser alten Tragödie sind lediglich von der General-Intendantur und dem einsichtsvollen Regisseur, Hrn. Stawinsky, ausgegangen.

Im Schauspiel erhält sich die „Marquise von Billeter“ von Charlotte Birch-Pfeiffer, welches Stück ebenfalls im letzten Vierteljahr neu einstudirt worden, fortdauernd auf dem Repertoire. Das hiesige Publikum hat das edlere und auf wahrhafte Charakteristik gerichtete Streben in diesem Schauspiel der bühenkundigen Verfasserin lebhaft anerkannt. Zu den Neuigkeiten der letzten Zeit gehört auch „Lady Ellen“, Lustspiel von E. Mühlbach.

Literatur und Kunst.

Ueber die Münchner Kunstausstellung im Herbst 1845.

(Briefliche Mittheilungen.)

(Fortsetzung.)

Nun laß uns übergehen zu den Genrebildern, mit denen diese Ausstellung am reichsten ausgestattet und

unter denen viel Treffliches, meist Arbeiten französischer und niederländischer Künstler. Da nenne ich Dir denn zuerst ein reiches, lebensvolles Bild vom Franzosen Jacquand, die Verurtheilung einer Zigeunerbande. Wir blicken in die gelbgraue Steinhalle in der Flur eines alten Schlosses. Oben haben mehrere bewaffnete Söldner, die sich links im Hintergrunde halten, die Gefangenen hereingeführt, die mannichfach gruppiert, das Urtheil erwartend, vor ihnen

stehen und lagern. Die unzweifelhaft eigentlichen Häupter der Bande sehen wir fast in der Mitte; es sind zwei gelbliche, hagere Gestalten, denen die Kettenlast und Verwundung, durch Blutspuren an der elenden Kleidung verrathen, Nichts vom Ausdrucke wilder, herausfordernder Kraft nimmt; der Eine recht besonders blickt mit starrem Trog auf die Richter, während ein Schatten von Angst in den Zügen des Anderen liegt, wohl weil er nicht an sich allein nur zu denken hat, sondern an ein kleines braunes Mädchen, das sich schüchtern an seine Seite schmiegt. Weiter vorn, an ein steinernes Postament gelehnt, auf dem Trommel, Tambourin und andere Erinnerungen an ehemalige muntere Beschäftigungen liegen, sitzt, halb ausgestreckt, ein bleicher Mann; das blutgetränkte Tuch um die Stirn und die Erschöpfung, welche die ganz zusammengesunkene Gestalt ausdrückt, zeigen eine schwere Verwundung an; in dumpfer Erstarrung blickt er vor sich und scheint nicht mehr fähig, über seine Lage zu denken. Volles Bewußtsein derselben hat der neben ihm sitzende Alte, der durch den Ausdruck frechen, gleichgültigen Troges die innere, ungeachtet seiner Anstrengung durchblickende Angst verbergen will. — Weiter zurück, an die Treppensäule gelehnt, steht eine schöne, junge Frau mit schwarzem Haar und dunklen Augen, deren stolzen Ausdruck der Blick auf den gefesselten Gatten vor ihr, auf den Säugling in ihren Armen nicht mildert. In der Mitte im Vorgrunde sieht man geöffnete Kisten und Koffer, deren Inhalt, kostbare Kirchengewänder, goldene und silberne Kirchengeräthe, theilweis auf dem Boden liegen und die das Verbrechen der Gefangenen, Beraubung einer Kirche oder eines reisenden Bischofs, verkündigen; vor dem einen Koffer knieet ein alter Schreiber mit der Feder hinter dem Ohr, bedächtlich die geraubten Sachen herauslangend, hinter ihm auf den Stufen der nach oben führenden Wendeltreppe sitzt, die Gegenstände notirend, ein anderer; mehrere Gestalten zeigen sich auf der Treppe: ein Jüngling, wohl der Schlossjunker, der die Gruppe voll Mitleid, aber die Damen des Schlosses, die sie mit dem Ausdruck selbstgefälliger, liebloser Verabscheuung betrachten; rechts im Vorgrunde an rothbedecktem Tische sitzen die Richtenden, der wohlbeleibte Amtmann, alle Zeichen übertriebenen Entsetzens im gutgenährten rothen Angesicht; neben ihm der Schlossherr, der finster streng vor sich hinblickt, mit einem Ausdrucke vornehmer Gleichgültigkeit, als ginge ihm die ganze Verhandlung eben nicht viel an, als ließe er jetzt Andere reden und thun so viel sie wollten, doch wissend, daß sein Wort, sein Federstrich allein zuletzt die Entscheidung giebt; wie diese Entscheidung, wie das Schicksal der armen Spitzbuben sein wird, damit können sich nun unsre Gedanken beschäftigen; mir schien wenig für sie zu hoffen und das Wort „hängen“ sah ich deutlich auf der Zunge der Richter schweben, ja sah es anticipirt im schadenfrohen, rohen Ausdruck der Waffenknechte im Hintergrunde.

Ein vielbewundertes und gewiß ausgezeichnetes Bild ist die Marktscene am Abend vom Holländer von Schendel, so wahr und lebendig und voll köstlicher Effecte durch die doppelte Beleuchtung von Mond- und Lampenlicht. Der Himmel ist unwölkt, der Hintergrund des Platzes, der Straße dunkel, doch eben tritt der bleiche Mond aus den Wolken, und alle oberen Theile der Gebäude erheben sich aus der Finsterniß in blasser Helle, man erkennt das graue Gemäuer, in weißlichem Silberlicht glänzen die Fenster. Einzelne Mondstrahlen beleuchten hier und da Gesichter, Gestalten im Vorgrunde und gleiten über das feuchtschimmernde Pflaster; doch würde dieser Vorgrund fast ganz dunkel sein, wenn nicht die Laternen an den Häusern und auf den Tischen der Verkäufer hier und dort etwas von dem regen Leben grell aus der Nacht hervortreten ließen. Da beleuchtet gerade vorn das rothe, flackernde Lampenlicht eine hübsche Gruppe: eine alte Zwiebelverkäuferin mit runzligem, lebhaften Gesicht, die ihre Waare der sich bedenkenden handelnden Käuferin anpreist, deren Hans auf dem Korbdeckel jener würzigen Zuthat bedarf und deren kleines Mädchen ihr, am Kleide sie zupfend, zum Kaufe zuzureden scheint. Daneben halten ein junger Häringshändler und eine niedliche Käseverkäuferin ein durch's Halbdunkel begünstigtes Zweigespräch; zwei alte Fischhändlerinnen in der Nähe plaudern lebhaft, die rothen Gesichter noch mehr durch ihre Leuchten geröthet; weiterhin sind handelnde, betrachtende Gruppen um Obst- und Gemüseverkäufer gedrängt, und einzelne Menschen- und Kohlstöpfe treten besonders hell aus den übrigen hervor. Erst nach und nach wird uns das Einzelne des Gewühls recht deutlich, und man fühlt, wie man aus dunkler Nacht plötzlich da hinein gerathend, geblendet ist von dem flackernden Licht, betäubt vom verwirren Treiben und, dem Auge einen Ausruhepunkt zu suchen, gern hinausblickt zum düstern Nachthimmel und stillen, bleichen Mondgesicht.

Einen ernsten, rührenden Eindruck macht die Beichte eines franken Mädchens von van Beveren aus Holland. Man blickt in ein halbdunkles hohes Gemach und sieht die junge Kranke halb aufgerichtet auf ihrem Lager. Es ist eine zarte, edle Gestalt, die theilweis die Decken umhüllen; das schwarze Haar schmiegt sich glänzend um das kleine Köpfchen und hebt die Blässe des lieblichen, ernsten Antlitzes noch mehr hervor; am Bette sitzt der greise Priester; das ehrwürdige, fromme Gesicht, in welchem innige Theilnahme nicht an dem Körper-, sondern dem Seelenheil der Kranken zu lesen, zu Boden gesenkt, scheint er über das, was sie ihm eben in der heiligen Beichte vertraut, und über das, was er ihr zum Troste sagen möchte, in tiefes Nachdenken verloren. Aber in den dunklen, ernst vor sich hin blickenden Augen des Mädchens selbst liest man so heilige Gedanken und Ahnungen, daß man fühlt, sie hat, die Nähe des Seelsorgers vergessend, schon

selbst für ihre Seele gesorgt, selbst schon den Trost gefunden, den Jener in vielbedachten Worten erst geben will. — Es ist ein heiliges Bild, das den Tod in sanftem Lichte zeigt, der, man fühlt es, schon seine Flügel über das Zimmer gebreitet, in dem alle Farben zum Charakter des Ganzen passen; das Weiß des Lagers, des Gewandes der Kranken, das braune Mönchsgewand, die dunkelgrünen Seidenvorhänge des Bettes, der rothe Sammet des Sessels — Alles ist in düstrem, wie von jenen dunklen Fittigen überschattetem Tone gehalten.

Ein gar liebes Bild ist folgendes vom Holländer Laar: am Tische im Vorgrund sitzt ein Alter, den man beim ersten Blick lieb gewinnt, im freundlich milden Gesicht findet man die Spuren mancher trüben Erfahrung, doch auch dessen, was sie tragen half: des Vertrauens, der Liebe; das heilige Buch, das diese ihm lehrte, liegt aufgeschlagen vor ihm, und man sieht im milden Ausdruck der Züge noch den Abglanz der Worte, die er eben las; so ist der Augenblick der jungen Tochter günstig, die mit abgehärmtem, viel inneres Leid verkündenden Antlitz weinend vor ihm knieet und innig drängend um Vergebung fleht, nicht für sich, sondern für den Bruder, der im Hintergrunde in die Thür tritt. Sein ärmlicher Anzug, das kleine Bündel in seiner Hand zeigen, daß wohl nicht liebende Sehnsucht, sondern bitterer Mangel ihn in's Waterhaus zurückrief, und sein Gesicht, jetzt durch Angst und Scham noch mehr verdüstert, hat solch' bitteren, trozigen Ausdruck, daß man wohl fühlt, wie er diesem traulich heiter geordneten Zimmer oft der dunkle Schatten war und wie auch jetzt Friede und Frohsinn nicht mit ihm einziehen werden.

Von einem andern holländischen Künstler, Keyser, erfreut uns ein kleines, nett ausgeführtes Bild, ein bei einem Almosenstocke sitzender Mönch. Die Stille der Kirchenvorhalle, der edle, ruhige Ausdruck im Antlitz des Mönchs, Alles giebt eine ernste Empfindung, und man fühlt, wie auch der Geizhals diesem stumm für Andere Bittenden nicht ohne Gabe vorübergehen kann, die ihm der vielsagende, vertrauende Blick des Mönchs fast willentlos entlockt.

Mit einer andern Art Klosterbruder macht uns Heinrich Marr in München bekannt, in einem Bildchen, der heimkehrende Kapuziner genannt. Die Kapuze über den Kopf, tief in's Gesicht gezogen, wird der gute Mann langsam von seinem mit Hühnern, Kohlköpfen u. s. w. beladenen Maulesel durch die schöne Landschaft getragen, die der Abendnebel schon leicht umhüllt; bald ist das Kloster auf dem Berge erreicht, bald werden die grauen Mauern ihn wieder umschließen; noch liegt die Natur weit und frei um ihn, aber er giebt ihrer Schönheit keinen Blick, sondern starrt unverwandt in sein Brevier mit einem Ausdruck, der ihm eine unverkennbare Aehnlichkeit mit seinem Träger giebt; diese beiden schläfrigen Physiognomien,

die träumerische Nebelumbüllung der Gegend, Alles versetzt den Beschauer in eine Art Halbschlummer, wenn er lange das gar schön gemalte Bildchen betrachtet.

Vom bekannten Münchner Künstler Professor Zimmermann, ist ein liebliches Bild da: Giotto, von Cimubue zeichnend gefunden. Der schöne Knabe knieet im Vordergrund rechts und zeichnet mit denkender, froher Miene das Lamm in den Sand; vor ihm links knien, stehen, sitzen mehrere Hirten mit verschiedenem Ausdruck, dem der Bewunderung, der Neugierde oder des theilnehmenden Nachdenkens über die Zukunft des Knaben, in den gebräunten, runzligen oder jungen, lebensfrischen Gesichtern. Hinter dem Knaben steht der ernste Cimubue, der von seinem Pferde abgestiegen ist, um mit zufrieden wohlwollendem Blick des Knaben Arbeit in der Nähe zu betrachten.

Recht lieb sind mir zwei Bilder vom Franzosen Schneeg geworden: Scenen aus dem Leben italienischer Landleute. Das erste führt uns in eine Waldgegend, Rinder weiden unter den dunklen Bäumen, vorn am Fuße des Hanges sitzt ein Mann auf einem Baumstrunk und blickt mit einem Ausdruck des Jubels, der Lebenslust so kräftig zuversichtlich in die Welt hinaus; zu seinen Füßen, an den Stamm gelehnt, sitzt sein hübsches junges Weib und schaut gedankenvoll in die Ferne; ohne Theilnahme an der frohen Stimmung des Mannes; irgend eine trübe Ahnung scheint ihre weiße Stirn zu überschatten. Und die Ahnung ist eingetroffen; das zweite Bild führt uns zu einer traurigen Scene: links unter einem ärmlichen Strohdach liegt jener kräftige Mann als Leiche, eine Decke verhüllt ihn bis zur Hälfte des Angesichts; auf ihr liegt ein Crucifix, die Heiligkeit dieses Schlummers bezeichnend; es ist noch düster, die kammerschwere Nacht scheint kaum geendet, noch flackert das Flämmchen in der kleinen, antik geformten Lampe auf dem Stein neben der Lagerstätte! Zu den Füßen der Leiche, etwas zurück, halb knieend die schöne Frau und stützt ihr durchweintes Antlitz auf den rechten Arm, ihre Thränen strömen, und hoffnungslos läßt die linke Hand den Rosenkranz sinken, als vermöchte die Trauernde selbst nicht im Gebete Trost zu finden; vor ihr auf der Erde sitzt ihr kleiner Sohn; das rechte Aermchen auf den Boden stützend, schaut er fragend in ängstlicher Verlegenheit zu ihr auf, als begriffe er diesen Schmerzenseerguß und seinen ganzen Verlust nicht und könne sich in die Trauer gar nicht finden. Die Sichel, der Simer und andere ländliche Geräthschaften in der Nähe erinnern rührend an die ehemalige Thätigkeit des gestorbenen Landmanns. Weiter rechts naht ein Klosterbruder und zeigt andern Mönchen, welche im Hintergrunde mit Bahren kommen, den Weg. Nichts unterbricht den trüben Eindruck: in der Ferne dehnt sich in einsamer Oede die Campagna, in Nebel gehüllt sieht man die Thürme Rom's,

und hinter der Stadt bläuliche undeutliche Gebirgslinien.

Auch eine Scene in Italien zeigt uns ein Bildchen von Weller. Auf den Stufen eines Brunnens sitzt ein die Flöte blasender Hirtenknabe, um ihn sind seine Ziegen zerstreut, ein Schaaf unter ihnen scheint aufmerksam den Tönen zu horchen; links kommen zwei hübsche, fröhlich plaudernde Mädchen, die Eine einen Krug anmuthig unter dem Arme, die Andre, einen Krug auf dem Kopf tragend; ihnen folgt ein kleines schüchternes Mädchen, mit einem Körbchen voll Weintrauben; in violett grauer Färbung breitet sich die Gegend hinter ihnen aus, duftige Gebirge erheben sich in der Ferne.

Zu diesen Genrebildern gehört, obgleich auch als Landschaft bedeutend, ein reizendes Gemälde von Carl Heß in München. Es führt uns in die Gegend von Smyrna, an's Meeresufer, wo türkische Frauen die Abendkühle genießen; so mildblau ist der Himmel, durchgoldet von der sinkenden Sonne, man fühlt die weiche Luft des südlichen Abends, man meint das leise Rauschen des Meeres zu hören, das mit seinen klaren, tiefblauen Wogen bis in die weiteste Ferne sich breitet und das Bild unermesslicher Ruhe zeigt. Rechts im Vordergrund erhebt aus den dunklen Felsenmassen eine Palme ihren schlanken Stamm und scheint mit wehenden Blätterzweigen heilige Worte in die stille Gegend zu flüstern; im Hintergrunde sieht man ein violett duftig gefärbtes Vorgebirge; weiter vorn am Rande des hohen Ufers sitzen lieblich gruppiert die Frauen, am weitesten vorn ein kleines zierlich geschmücktes Mädchen, das mit ernster, erwartungsvoller Miene und ruhig fest ausgestrecktem Aermchen die Angel über der blauen Fluth hält, neben ihr die Mutter, eine junge, schöne Frau, vor sich auf den Knien ihr Kindchen haltend, das holdselig ihr liebliches Lächeln erwidert und in den Händchen, welche die der Mutter umfassen, einen Blätterzweig schwenkt; weiter zurück sitzt eine andere junge Frau, die zarte Gestalt von rosa und weißen Gewändern und Schleiern malerisch umhüllt, das strahlende, frohe, schöne Gesichtchen uns zugekehrt. Hinter ihr steht eine andere von ernsterer Schönheit, die aus reichgewebter Börse mit mittheidsvollem Blick einer armen Mohrin, die sich ihr nähert und mit verfallener Gestalt und schwarzgrauem, unschönen Antlitz die Schönheit der Anderen noch mehr hebt, eine Gabe reicht. Man möchte lange hier stehen und vom Palmen- und Meeresrauschen und leisem Gesplauder der Frauen in süße Träume gewiegt werden, und fühlt lebhaft den ganzen Zauber eines morgenländischen Abends.

Auch die Partie aus dem Bitterthale von Carl Heß zähle ich zu dieser Bilderklasse, denn die einsame Gebirgsgegend wird vergeistigt, bekommt höheres Interesse durch das junge Hirtenmädchen, die mitten unter den dunklen Felsen und schwarzen Tannen in anmuthiger, sitzender Lage schlummert, von ihren Ziegen

umgeben, die emsig auf dem Gang und den niedern Felsenspitzen die Kräuter zupfen; im Hintergrunde steigt ein Gewitter auf und bedroht den festen Schlummer des Mädchens, aber wir fürchten nicht für sie, die in der einsamen Bildniß so sorglos schläft; wir fühlen sie unter demselben Schutze wie jene Knaben im Bilde der L. Wolf, obgleich hier der Herr nicht sichtbar wandelt.

Die dröhnenden Wolken sehen wir sich ergießen vor einem Bilde von B. Völker in München — häusliche Scene bei einem Gewitter; wir blicken in eine ländliche Stube, vom Unwetter verdunkelt, dessen Toben man durch's offene Fenster sieht; eine junge Mutter, ihr kleinste Kind im Arm, sitzt in der Mitte und scheint den ältern Kindern, die sich an sie drücken, die Köpfe in die Betten der nahestehenden Wiege verstecken, Muth einzusprechen, obgleich auch in ihrem Gesicht die Angst sich malt, und die offene Bibel auf dem Tische neben ihr zeigt, wie sie selbst einer höheren Zusprache bedurfte.

Den Schaafstall von Verboeckhofen in Brüssel erwähne ich auch hier, denn gemüthlich, wohl fast wie vor einer menschlichen Familienscene, fühlt man sich vor dieser gutmüthigen Schaafgesellschaft, die so gut gruppiert, so gemächlich ausgestreckt, den von der Nachmittagssonne hell beglänzten Raum einnimmt, durch dessen kleines Fenster man hinaus in eine freundliche, stille Gegend blickt.

Nun will ich Dir einige komische Genrebilder beschreiben, zuerst eins, das gewiß nicht komisch sein soll, mir aber doch solchen Eindruck machte, von Wittmaer in Rom, der uns darin den germanischen Bardengesang darstellen will. Einen Gesang im Bilde darzustellen, scheint mir überhaupt eine besondere Unternehmung; soll uns die Deffnung des Mundes, die Gesichtsverziehung des Sängers die Art, die Gewalt der Töne fühlen lassen? Und nun dieser Bardengesang, was können wir da empfinden? Rechts sitzen und stehen die Singenden, Frauen, Männer, Greise, Jünglinge, Jeder eine Harfe vor sich haltend und berührend, Jeder den Mund zum Gesang geöffnet, der sehr melancholisch klingen muß, denn Alle singen mit Thränen in den Augen, mit zum Weinen verzogenem Antlitz; so findet man denn denselben kläglichen Ausdruck in der Stellung und den Gesichtszügen der kriegerischen Zuhörer, die sich gegenüber den Sängern aufgestellt haben. Warum sie Alle klagen, weiß man nicht, und kann sich die alten Deutschen nicht in so unmännlich jammernder Stimmung denken. Soll das Gemälde vielleicht ein Spottbild auf die moderne deutsche Klagpoesie sein?

Nun aber wirklich komisch-humoristische: Scene in einer Krankenkammer von Pistorius in Berlin. Vor dem Bette des Kranken sitzt sein Wärter in tiefem Schlaf, die athletische halbbeleidete Gestalt auf's Bequemste in einem eleganten Lehnstuhle ausgedehnt, die Füße auf die zierliche Fußbank gestreckt, unter dem

Kopf ein Kissen, das er für's Lager des Kranken überflüssig gehalten. Dieser, wahrscheinlich geweckt durch das Schnarchen des treuen Hüters und durch den Lärm des auf der Lampe überkochenden Theetopfes, schwingt, Kerger und Entsetzen im gelben, von der Zipfelmütze beschatteten Gesicht, mit aller Hefigkeit die Klingel, doch ohne die angenehmen Träume des Schlafers unterbrechen zu können, der sich wohl eingewiegt hat durch den funkelnden Trank in Glas und Flasche auf dem nahen Tische.

Ein Concilium medicum von Geyer in Augsburg führt auch zu einem vornehmen Kranken; doch was Jenem mangelte, hat Dieser zu viel, und diese Versammlung der stattlichen Doctoren, die in heftigem Disput ihre Perrückenhäupter schütteln, die gänzlich uneinig über den armen Gegenstand ihrer Berathung sind, dessen Schattengestalt man durch die offene Thür auf einem Lager im Nebengemach erblickt, geben wenig Hoffnung für diesen.

Ein ähnlich caricirendes Bild ist das von Lepoittevin in Paris — Adrian Braurer, in einer Schenke ein Wirthshauschild malend. Die elende Bodenkammer, durch deren breite Wandspalten Wind und Sonne frei dringen kann, die groteske Malerei, mit der der arme, kümmerlich genährte, elend bekleidete Künstler emsig beschäftigt ist, der rohe Ausdruck im Wirth, der ihm den Morgentrank bringt und sparsam die Tropfen zugumessen scheint, und endlich der die Arbeit anstarrende Bauerjunge, der einzige wirklich theilnehmende Zuschauer, alles macht einen tragikomischen Eindruck, besonders da in all dem Elend der arme Maler einen Ausdruck von dem Humor, der es zu belächeln vermag, bewahrt hat.

Ferner nenne ich hier das muntre Bild von Peter Schwinger in Düsseldorf — den Schmaus nach dem Gewinn des großen Looses. Beim ersten Blick fühlt man Heiterkeit und gönnt dem gutmüthigen bejahrten Mann im Vorgrunde, dem die Freude aus Auge und Zügen strahlt, sein Glück, das er, man sieht es diesem Gesicht und der Lust an, mit der er eben die ärmlichen Verwandten oder Freunde, die in Fuhrmanns- und Bauertracht in die Thüre treten, empfängt, gern mit Allen theilen möchte. Zu diesem Empfang hat er eben die reichbeladene Tafel verlassen, welche rechts im Vorgrunde jubelnde Gäste umgeben, die schon dem Gipfel der Fröhlichkeit nahe sind; lauter lachende Gesichter, gutmüthige Ausgelassenheit, Befriedigung im Genuße in allen Zügen; nur in denen eines grämlichen Beamten oder ähnlichen vornehmeren Mannes malt sich ein neidisches Mißvergnügen; Musikanten im Hintergrunde beleben die Luft, der Wein fließt, die Kinder selbst dürfen ungestört die vollen Gläser ergreifen; wie beschämt über das Glück, das sie sich kaum denken kann, sitzt vorn an der Tafel in froher Verlegenheit eine der jungen Frauen, wohl eine

Tochter des glücklichen Gewinners, im Hintergrunde flüstert ein Soldat, der, scheint es, Lust hat, Theilnehmer des Familienglückes zu werden, einer andern jüngeren Liebesworte in's Ohr. Am Zettel, der über der Tafel an die Wand geheftet, liest man die Bestätigung des großen Ereignisses, den Gewinn und die Nummer mit großer Schrift gedruckt. Noch hat dies Ereigniß keine Veränderung in der Einrichtung des Zimmers hervorgebracht, das alle Geräthe und Merkmale eines einfachen thätigen Lebens enthält, und man wünscht von Herzen, daß jener Zettel die Zufriedenheit, die er gewiß hier geschaffen, nicht verschweuchen möge.

Endlich unter diesen mehr komischen als ernstern Bildern eines von Bennemann in Holland. Man sieht in einem Wirthshauszimmer eine noch ziemlich jugendliche Frau am Tische sitzen und halb verschämt und eben nicht mißfällig den Worten eines Alten horchen, der sich ihr mit einem Blumenstrauß und einer Liebeserklärung nähert. Wein und Confect stehen auf dem Tische, und einige darum sitzende und stehende Nachbarn, denen der angehende Liebesbund nicht bloß diefen, sondern noch andere Schmausstage verspricht, vergnügen sich an der Scene, und scheinen alle Redekunst anzuwenden, die Frau für den Antrag zu gewinnen, und stellen so die egoistische sogenannte Freundschaft der Welt dar. Die Wirthsleute sind gleichgültig beim Weinfasse beschäftigt; keiner scheint geneigt, uneigennützig den gutmüthig schwach aussehenden Alten oder die thörigte Jüngere vor der ungleichen Partie zu warnen. —

Von diesen unbefangne Heiterkeit und Lebensfrische athmenden Bildern muß ich Deinen Blick auf einige recht grauenvolle richten. Wie der Künstler sein Talent an Gräuel- und Marterscenen wenden kann, ist mir immer unbegreiflich, denn unter Künstler denk' ich mir Einen, der das Urbild des Schönen in sich trägt und es in irgend einer Gestalt zu verkörpern sucht; noch unbegreiflicher ist mir, wie er, der dem Leben gehört, sich das Todte, Erstarrte zum Gegenstand wählen kann, was z. B. Bird that. Auf dem einen der hier ausgestellten Bilder (ich nenne das landschaftliche Bild gleich hier mit) führt er uns an den Nordpol; grünliche Eisschollen, steile Eiswände umgeben uns; wir fühlen, wie hier der Pulschlag der Natur erstarrte, und die Menschen, die sich in ihrem Boote zwischen die Eisfelder gedrängt, vermögen weder die ungeheure Dede zu beleben, denn man weiß, wie unter ihren Tritten diese Eisberge nicht schmelzen, sondern denkt, wie diese sie vielleicht begraben werden, noch fühlt man Bewunderung für die Tollkühnen, sondern sieht in ihnen, die die schönen ihnen vom Geschick bestimmten Wohnplätze verlassen haben, um die Natur als Leiche zu sehen, frevelnde Gottversucher.

In dem andern Bilde sehen wir Johanna Schorne von grausamen Richtern zum Hungertode verur-

theilt, auf den Stufen eines Hauses in einer Londoner Straße unter schrecklicher Qual verschneiden; die gebrochene Gestalt, deren traurigen Verfall das leichte weiße Gewand kaum verhüllt, das aschfarbene Antlitz, die Zuckungen, die es verzerren, alles ist in furchtbarer Wahrheit dargestellt, und wird noch schauerlicher durch die flackernden Lichter, welche herbeileitende Leute aus den Häusern bringen, um die Todesscene, die die Grausamen nicht zu verhindern suchten, zu beleuchten. Rings ist dunkle Nacht; grell treten die Gesichter der Häfcher, der entsetzten Zuschauer hervor, nur die Gestalt der Unglücklichen liegt in geisterhafter Helle. Ein wahrhaft liebevolles Gemüth kann kaum solch ein Bild nicht erdenken. Der Künstler soll die Widersprüche des Lebens lösen, soll den verführenden Moment suchen, finden, den selbst die schrecklichste Lebenserscheinung in sich tragen muß. —

Ähnlich schrecklich, liebeleer, ja wie von Menschenhaß durchdrungen ist ein Bild von Heideck, dessen Gegenstand, eine furchtbare Hängscene, dem Victor Hugo'schen Roman „notre dame“ entnommen. Nicht das in Vorahnung der Qual verzernte Antlitz des Verdammten, den Henkersknechte schon berühren, sondern die Lust der Zuschauer an dem Schauspiel, das grinsende Hohnlachen, die leichtsinnige wilde Freude in allen Gesichtern sind das Schreckliche und — ich bin gewiß — das Wibernatürliche im Bilde. Ein solches — eine Verläumdung der Menschheit — dürfte nicht öffentlich ausgestellt werden. Ueberhaupt scheint dieser Herr v. Heideck zu lieben, das Menschenleben in Augenblicken zu schildern, wo das Göttliche in ihm am meisten verdunkelt ist, wie er es in all' seinen wilden Scenen aus dem spanischen Kriege gethan.

(Schluß folgt.)

D r e s d e n .

Moritz v. Schwind's Carton zu dem Freskogemälde in Carlsruhe: „Die Einweihung des Münsters zu Freiburg“.

Moritz v. Schwind ist neuerdings, wahrscheinlich ganz wider seinen Willen und ohne sein Zuthun, zu einer Figur in dem Schachspiele der Dresdner Kunstfreunde geworden; wider seinen Willen sagen wir, denn er gehört sicher nicht zu denjenigen Künstlern, die es gerade besonders suchen sollten, sich auf diesem Kampfsplatz bemerkbar zu machen; mit seinem Carton ist er aber so recht eigentlich, wie Otto von Wittelsbach, zwischen die streitenden Parteien getreten, und ruft sein „Schach und matt!“ indem er ihr Spiel lustig durcheinander wirft. Das ist nun freilich ärgerlich und deshalb nicht zu verwundern, wenn dabei selbst sonst sehr bedächtige Leute vom Stängelchen fallen und Dinge aussprechen, die sie zu anderer Zeit zu behaupten sich wohl gehütet haben würden; auch wollen wir ihnen das weiter nicht übel nehmen, bleibt uns doch der Genuß,

und zu einem solchen wollen wir uns denn auch gehörig vorbereiten; denn allerdings ist Schwind's Werk nur eine Vorarbeit, nicht besonders berechnet, im eleganten Salonkleide ausstellungsmäßig zu erscheinen, vielmehr mit all der lebenswürdigen künstlerischen Ungebundenheit hingestellt, welche nur den Zweck, dem die Arbeit dienen soll, nicht aber die Absicht, mit ihm selbst schon kofettiren zu wollen, im Auge hat. Daher jene Ungleichheit der in verschiedenen Zeiten gezeichneten einzelnen Theile des Cartons, die sich selbst auf die Färbung des Papiers erstreckt, theilweis fertiger ausgeführt, theilweis der ersten gelungenen Strich, ganz so wie ein sich klar bewußter Künstler verfahren muß; für den minder Eingeweihten allerdings anstößige Dinge, sollen uns diese durchaus nicht hindern, die geniale Conception des Ganzen, die treffliche Charakteristik der einzelnen Gestalten, den wahrhaft historisch-romantischen Stil und die weise, dem Künstler wohl fühlbare, Berechnung auf eine glückliche Wirkung des künftigen Bildes, zu bewundern. Die Gründung des Münsters zu Freiburg, als des bedeutendsten und ältesten Denkmals der Kunst

des Landes, entsprach der Idee der Aufgabe, die Schwind erhalten, so wie der festliche Charakter einer priesterlichen Einweihung der malerischen Darstellung vollkommen. Betrachten wir zuerst den geschichtlichen Stoff genauer. Die Sage läßt den Herzog Conrad von Zähringen, unter dessen Regierung Freiburgs goldenes Zeitalter gesetzt wird, den Bau des Münsters ohngefähr 1123 beginnen und selbst auch vollenden. Letzteres ist allerdings ein Irrthum, daraus hervorgegangen, daß der Vollender des Baues, der 150 Jahr später regierende Graf von Freiburg, ebenfalls Conrad hieß. Von einer Einweihung des vollendeten Münsters kann daher hier, wo Conrad von Zähringen persönlich zugegen, nicht die Rede sein, sondern von der Einweihung eines für den Gottesdienst einstweilen hergestellten Theiles, und der Künstler hat dies durch das noch stehende festlich geschmückte Gerüst auf eine höchst geschmackvolle Weise angedeutet. Es ist diese Einweihung zu Zeiten Conrad's von Zähringen aber auch nicht bloß eine willkürliche Annahme, denn wirklich erwähnt die Geschichte einer darauf deutenden Veranlassung, indem der heilige Vater Bernhard auf einem Kreuzzuge im Jahre 1146 Freiburg besucht, daselbst in der Kirche gepredigt und Wunder bewirkt haben soll, während doch nirgends einer noch älteren Kirche in Freiburg als des Münsters selbst Erwähnung geschieht. Es ist schade, daß Meister Schwind uns so ganz ohne Commentar seines Werkes gelassen, daher wir nur vermuthen und aus den übrigen bestimmter sich aussprechenden Hindeutungen auf historische Ueberlieferungen es schließen können, daß der Künstler wirklich diesen geschichtlichen Vorgang gekannt und benutzt habe. — Der dem Zug der Geistlichkeit Gegenüberstehende ist Conrad von Zähringen, und hinter ihm erblicken wir, deutlich bezeichnet durch den Reliquienschrein mit dem Schädel des heiligen Lampert, den dritten Sohn Conrad's, Rudolph oder Radulph, nachmaligen Bischof zu Lüttich, welcher dem von seinem Vater gegründeten Münster diese Reliquie geschenkt. — Auf die Stufen des Portales hat der Künstler, dankbarer gegen seine Kunstgenossen gesinnt, als die damalige Zeit, den ersten Baumeister des Münsters, dessen Namen die Kunstgeschichte nicht

aufbewahrt, mit dem Riß in den Händen neben seinen das Modell tragenden Knaben hingestellt. Auf dem Banner eines ihm gegenüberstehenden Heroldes sehen wir in rohen Umrissen einen Vogel angedeutet; es ist derselbe, den die ältesten Münzen Freiburgs tragen, und das Wappen der Grafen von Urach, die nach den Zähringern als Grafen von Freiburg auftreten, daher dasselbe hier nicht ganz richtig, und statt dessen der Löwe, den die Zähringer im Wappen tragen, und der auch noch im Münster selbst unter dem Grabmal Berthold's V. von Zähringen zu sehen ist, besser am Platz gewesen wäre. — Ueber dem Zuge der Geistlichkeit erblicken wir, aus dem Gerüste herabschauend, eine in Schlagschatten gehüllte geisterhaft grinsende Gestalt, die unbedingt nicht zu den freundlichen Theilnehmern des Festes gehört. Wir vermuthen in ihr eine Andeutung der Sage, nach welcher der Teufel selbst an dieser heiligen Stätte gezwungen gewesen, den Herrn anzubeten, und deshalb auch im Münster in Stein gehauen als das sogenannte Wahrzeichen des Freiburger Münsters noch heutiges Tages zu sehen ist. — Zur Rechten und Linken hinter der Geistlichkeit und dem Gefolge des Herzogs schließt sich der Zug des Volkes in echt volksthümlichen, hin und wieder von Schwind's unübertrefflichem Humor durchflochtenen, Gruppen an, während oben vom Gerüst herab er selbst, der Meister des Bildes, als Arbeiter am Bau, herabschaut auf die eignen Kinder seiner Phantasie.

Sehen wir nun von diesem mit historischem Sinn und inniger Durchdringung seines Stoffes geordnetem Ganzen auf die einzelnen Köpfe und Gestalten, so werden wir von Schwind's eigenthümlicher Auffassung und Individualisirung des Einzellebens wunderbar überrascht, und finden zugleich den Schlüssel zu so manchem übereilten, den Schönheitsinn Schwind's bestreitenden Urtheile; es giebt nämlich noch immer hartnäckige Anhänger der alten akademischen Schule, welche in der bildenden Kunst nur der durch die Betrachtung der Antike geläuterten Gestaltung, nicht aber der charakteristischen an sich eine Geltung zugestehen wollen, nicht bedenkend, daß ja eben auch die herrliche Kunst der Griechen eine charakteristische Blüthe ihres Volkslebens, das allerdings vor der

unsern den Preis der äußeren Formenschönheit hat und behalten wird, nimmer aber eine passende Umkleidung unseres Volksgeistes werden kann. Dies mißverständene und falsch angewendete Studium der Antike ist ja eben der Fluch gewesen, der lange Zeit hindurch von unseren veralteten Kunstschulen zum Theil noch ausgehend, alle nationale Entwicklung eigener Kunstformen erstickt, an die deutschen Waldbäume das Akanthusblatt chorinthischer Kapitäle geheftet, und noch vor nicht gar langer Zeit den höchsten Ruhm eines Helden unserer Zeit darein gestellt hat, ein marmorner Römer oder Grieche zu werden. — Sind wir noch nicht zu einem dem Schönheitsinn der Griechen entsprechenden Gestaltungstypus unseres Lebens gelangt, so liegt das in dem Mangel des Schönheitsinnes; in diesem Leben und unter diesem Volke selbst, ja, an und aus ihm selbst muß einem jeden Volke die Blume der Kunst erblühen. Diese Gestalten Schwind's sind allerdings keine nachgemachten Apoll's von Belvedere, keine ionischen Grazien, allein sie sind deutsch, wahr und lebendig, sind eben nicht bloß conventionelle Träger einer darzustellenden Idee, sondern Urbilder dieser und der Natur selbst, jede Gestalt ein vollendet ausgesprochenes Leben. — Die Kunst der Griechen war eine Apotheose des sinnlichen Menschen, sie ist abgeschlossen vollendet, wird ewig unerreicht bleiben; die Kunst des Mittelalters war eine Apotheose des Gemüths, und in einer solchen wieder auflebend tritt die neuere Kunst auf als eine Bildnerin des Gedankenlebens und strebt eine Apotheose des Menschengemüths zu werden. Und auf solcher Höhe steht auch Schwind; wie er dort bescheiden sich selbst in den Schatten gestellt, von dem Gerüste herab das Treiben der Menschen überschaut, so sieht er auch auf Euch, die Ihr dasteht mit Maasstab und Proportionalzirkel in der Hand, und Euch gar weise dünkt, wenn Ihr eine Nase zu kurz oder einen Fuß zu groß entdeckt habt, lacht dazu, daß ihm das runde Bäuchlein wackelt, und spricht: „Ihr närr'schen Kerls!“ —

R. M.

Musikankündigung der Dreysig'schen Singakademie am 3. November.

Die genannte Akademie, das einzige hier bestehende Institut für Ausführung größerer Gesangscompositionen, brachte zwei nicht eben häufig gehörte Werke verstorbenen Meisters vor einem sehr zahlreichen Publikum, ausnahmsweise mit Orchesterbegleitung, zur Aufführung, nämlich: Beethoven's C-dur-Messe, und Winter's Cantate: die Macht der Töne, und hat damit auf eine recht würdige Weise die Saison eröffnet. Wir haben es schon wiederholt lebhaft beklagt, daß dieses Institut, das in seinen Mitgliedern so brauchbare und tüchtige Elemente zu trefflichen Chorleistungen besitzt und an seinem verdienten Director, dem Hoforganisten Joh. Schneider, einen erfahrenen und gewandten Führer hat, unter dessen Leitung es sich nicht selten zu recht gelungenen und wahrhaft erfreulichen Erfolgen zu erheben vermag — daß dieses schätzbare Institut für die Deffentlichkeit so gänzlich sich abschließt und eine principielle Exklusivität behauptet, welche dem größeren, für derartige Leistungen weder unempfindlichen noch undankbaren Publikum hier in Dresden fast jede Möglichkeit raubt, größere derartige Werke kennen zu lernen und sich daran zu erfreuen. Denn daß die anerkennenswerthe Liberalität, mit welcher der Eintritt zu den größeren Aufführungen Seitens des Vorstandes gestattet wird, die wirkliche Deffentlichkeit nicht ersetze, wird man uns ohne Zweifel zugestehen müssen. Selbst in Rücksicht auf die Qualität der Leistung, auf die geistige Anregung der Mitwirkenden selbst kann es nicht ohne Einfluß bleiben, ob das Bewußtsein, mehr oder minder klar, sie durchdringt: die Aufführung finde vor geladenen Gästen, die für das Dargebotene ganz abgesehen von der Qualität immerhin dankbar sein müssen, oder vor einem ganz unabhängigen, freiwillig theilnehmenden Publikum statt. Und wie schon gesagt, die vorhandenen Kräfte brauchen ja die Deffentlichkeit nicht zu scheuen, und könnten durch dieselbe — eben auch als Dilettanten, deren Leistungen gewiß stets so anspruchslos aufgenommen als geboten werden — sich ein Verdienst um praktische Förderung der musikalischen Bildung, wie zweifelsohne den lebhaftesten Dank des Publikums erwerben, da wir zur Ehre des letztgenannten glauben wollen, der jetzige Andrang zur Theilnahme an diesen Aufführungen würde eben um der Sache willen auch bemerklich sein, wenn der Zutritt nicht gratis gestattet wäre — man würde mit Freuden für ein tüchtiges klassisches Gesangwerk eben so viel geben, als für Strauß'sche Walzer oder anderweite Virtuosen-Seiltänzerereien, zumal wenn der Ertrag (falls nun einmal die Akademie nicht in ihrem Interesse öf-

fentlich auftreten will) irgend einem wohlthätigen Zwecke gewidmet wäre. —

Diese Oeffentlichkeit besteht aber nun einmal noch nicht; wir haben es mit Privataufführungen vor eingeladenen Zuhörern zu thun, und da würde die Kritik ihre Stellung gänzlich verkennen — sie würde mit Recht den Vorwurf der Indiscretion auf sich laden, wollte sie anders als referirend sich verhalten, nachdem sie gewissermaßen als Organ des betheiligten Publikums den lebhaften Dank für die Ermöglichung eines höheren Kunstgenusses ausgesprochen hat. Deshalb wolle man, nachdem somit dieser Pflicht Genüge geleistet, ihr nur einige Bemerkungen über die vorgeführten Werke selbst gestatten.

Daß Beethoven vorzugsweise als Instrumentalcomponist jener bewundernswürdige Titanengenius ist, zu dessen Größe noch Keiner hinangereicht hat, den zu überwachen schwerlich so bald irgend Einem gelingen wird: das ist längst anerkannt. Und aus dieser Hauptrichtung seines Genius auf das Instrumentale erklärt es sich wohl ungezwungen, daß er nicht selten das Vocale keineswegs als Nebensache, vielmehr als integrirenden Theil des Gesammt, aber nicht mit der entschiedenen und als Gegensatz ihm gebührenden Selbstständigkeit behandelt, daß er — mit einem Worte — den Gesang eben auch nur als ein Instrument von der mächtigsten, hinreißendsten Wirkung freilich, anzusehen scheint und demgemäß ihn benützt; ein Umstand, der allerdings bei weitem weniger, häufig fast gar nicht in seinen „Liedern“, dagegen mehr oder weniger in allen seinen größeren Vocalcompositionen mit Orchester (am wenigsten vielleicht in seinem Dratorium: „Christus am Delberge“, sehr erkennbar dagegen schon im „Fidelio“, und gradehin auf die Spitze gestellt in seiner letzten großen D-Messe und im Schlußchor der neunten Symphonie) hervortritt. Dieses Urtheil tiefer zu begründen, ist hier weder Zeit noch Ort. Es konnte aber um so weniger ganz übergangen werden, als auch die hier zunächst vorliegende Messe in G sehr entschieden diesen Charakter trägt. Daß sie schön, daß sie tief, wahr und innig empfunden, reich an genialen Zügen, meisterhaft durchgeführt sei: das zu fühlen und zu erkennen, dazu bedarf's unsrer Andeutungen nicht. Die heiligen Schauer hoher gothischer Dome, in denen das tiefe Mysterium des Glaubens gefeiert wird, umwehen uns von Anfang bis zu Ende. Wer aber namentlich bei derartigen kirchlichen Ritualcompositionen vorzugsweise auf das Vocale zu achten gewohnt ist, der wird hier eine gewisse Nichtbefriedigung mit aller Ehrfurcht vor dem genialen Tonmeister nicht wegphilosophiren können. Die ganze Vocalpartie, mit einziger Ausnahme des Benedictus vielleicht, ist nur als Theil des Instrumentalen behandelt, und darum erscheint sie, von der obigen, im Charakter der rituellen Kirchenmusik wohl begründeten Voraussetzung ausgegangen, theilweise zerstückelt,

nicht als Hauptsache, als Grundlage des Tongemäldes, sondern nur zur integrirenden Vertheilung der Lichter und Schatten dienend — nicht selbstständig genug. Darin vielleicht mag der Grund zu suchen sein, daß nicht ein so hoher Schwung der Begeisterung selbst bei den Ausführenden wahrzunehmen war, als man bei der so wunderbar ergreifenden Conception und Durchführung der reichen und tiefen Composition wohl hätte erwarten mögen. — Doch brechen wir ab von diesem reichen Stoffe, und wenden uns zu einem einfacheren: Winter's Macht der Töne. Es wäre eine Ungerechtigkeits, man könnte es vielleicht sogar eine Lächerlichkeit nennen, wollte man diese Cantate mit Händel's den gleichen Text behandelnden Composition: „Alexander's Fest“, irgendwie vergleichen. Nichtsdestoweniger enthält W.'s Werk, trotz manches Stückchens Zopf, trotz so Manchem, was der Manier seiner Zeit von ihm als Tribut dargebracht worden (sowohl in der Erfindung als in der Behandlung des Einzelnen in Betreff der melodischen und formellen Rücksicht), des Ansprechenden, Gemüthlich-Innigen, wir möchten sagen des Liebenswürdigen, wie nicht minder des Glänzenden noch immer so Viel, daß eine Wiederholung desselben von Zeit zu Zeit namentlich vor einem gemischteren Publikum nicht bloß ein kunsthistorisches Interesse hat. Für die Ausführung war nur zu beklagen, daß die Harfe durch ein Piano ersetzt werden mußte, das obwohl fertig und sicher gespielt, die Einheit des Totalindrucks störte. Vielleicht wäre für künftige Fälle eine etwas modificirte Orchesteraufstellung anzurathen: die Trompeten namentlich und das Piccolo schnitten zu gewaltig ein, und beeinträchtigten dadurch mehrfach die Gesammtwirkung; doch kann dies auch vielleicht an unserm Standpunkte gelegen haben.

W. J. S. G.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

November. 5. Ich gehe auf's Land. — 6. Fidelio. Oper. — 7. (Kein Schauspiel.) — 8. Tessonda. Oper.

Herr Carl Devrient vom königl. Hoftheater zu Hannover hat ein Gastspiel auf unserer Bühne begonnen, während Herr Emil Devrient den letzten Theil seines diesjährigen contractlichen Urlaubs zu Gastspie-

len in Hannover und Braunschweig verwendet. — Wir können es keineswegs billigen, daß die Intendanz den Urlaub eines unserer ersten Künstler in diese Zeit ver-

legt hat. Urlaube und Gastspiele gehören lediglich in die Sommersaison, wenn das Casseninteresse nicht unnöthigerweise verlegt werden soll.

F e n i l l e t o n .

Seibelmann's Urtheil über die Münchner Hofbühne. „Das hiesige Schauspiel ist ein schöner Quark. Es ist unverantwortlich, wie schlecht die vorhandenen Mittel benutzt werden; man sollte mit Prüfgeln dreinschlagen! Und mit geringen Ausnahmen geht es jetzt so in ganz Deutschland. Und das nennen sie Kunstinstitute — Hofbühne, und die Kerle, die darauf herumfaulenz, heißen Künstler. Tagediebe, dumme, eitle Hunde! die ihre ganze Force im liederlichen, ungewaschenen Maule haben, in gränzenloser Eitelkeit, in Neid und niederer Schmähsucht. Künstler! nicht einmal gemeine Handwerker. Wäre ich doch nicht ihr Colleague! Ich wollte zwischen sie hineinfahren, wie der Teufel zwischen die Schweine. Und ich thu's doch noch. Sie sollen mich kennen lernen! Offen will ich ihnen die Zähne zeigen, und sie sollen sich gesteh'n, daß ich ihre wunden Flecke getroffen habe.“ — Röttscher, der diesen Briefauszug mittheilt, erklärt dabei, daß dieses Urtheil, bei aller rücksichtslosen Derbheit, den heiligen Eifer für die Kunst als Wurzel habe. Und er muß doch wohl Grund gehabt haben, dieses Urtheil nicht, wie so manches andere, wegzulassen. — Ob sich wirklich seit 10 Jahren (jener Brief ist 1835 geschrieben) in dem Zustande so mancher Hofbühne so Manches von dem hier Berührten wesentlich gebessert hat? — Zu wünschen wäre es! 18.

„Schlöffel und Wandler, oder die Verschwörung zu Warmbrunn“ betitelt sich ein Schriftchen (in Belle-Vue, bei Constanz erschienen), das wir Allen empfehlen, die über diese Angelegenheit sich genauer unterrichten wollen. Wir setzen Einiges aus dem „Vorworte“ hierher: „Wenn ich mich unberufener Weise berufen fühle, über die Verschwörung im Hirschberger Thale Dasjenige der Oeffentlichkeit zu übergeben, was mir aus zuverlässigen Quellen bekannt geworden ist, so geschieht dies nicht bloß, um das geheime Dunkel, in das man die Sache immer noch hüllt, zu lichten. Nein! Meine Absicht ist vielmehr die: der Welt zu zeigen, welche Stunde in Preußen geschlagen. Wer sich darüber wundern sollte, daß ich über Einzelnes so Vieles mittheilen kann, dem bemerke ich, daß mir „Stieber“

gezeigt hat, wie man in Schlessien unter einem andern Namen überall hingelangen kann. Sollte meine Flugschrift das Glück genießen, in den preussischen Landen verboten zu werden, was leicht möglich sein dürfte, so müßte ich annehmen, daß man auf Wahrheit nicht mehr hören mag und Gerechtigkeit nicht mehr liebt. Denn nur Thatfachen theile ich mit, Dinge, die sich nicht hinwegleugnen lassen.“

Abraham a St. Clara sagt:

Der, welcher die Wahrheit zeigt
Und Das, was wahr ist, singt:
Dem wird die Geige gezeigt,
Daß sie am Kopfe zerspringt. 19.

Die echte Lehre von Gott kam neulich aus dem Munde eines Landmanns. Jemand begegnete einem solchen auf dem Wege zur Kirche. „Wohin wollt Ihr?“ fragte er. — „In die Kirche.“ — „Und was gedenkt Ihr dort zu thun?“ — „Gott zu verehren und anzubeten.“ — „Ist Euer Gott groß oder klein?“ — „Beides.“ — „Das ist ja unmöglich.“ — „Nicht doch, lieber Herr; er ist so groß, daß alle Himmel ihn nicht fassen, und so klein, daß er Raum in meinem Herzen hat.“

Deutschen Gesangskritikern sei zu weiterer beliebiger Ausführung eine Metapher empfohlen, deren Einer ihrer Herren Collegen in New-York bei Besprechung des Gesangs eines Hrn. Rawbottom sich unlängst bedient hat. „Mit einem Worte,“ schließt die Kritik, „Hr. Rawbottom sang, als hätte er den Fuß in seine Kehle gesteckt und auf seine Stimme getreten.“

Schulmeister, wo bist Du? denn an der Einfahrt der von Lüttichau'schen Besißung in Dresden steht leserlich geschrieben: „Das Ablathen (!) auf diesen (!!) Wege ist bey Verpfändung (!!!) verboten.“ 4.

Kürzlich hat man in Holland Versuche mit einer Dampfmaschine gemacht, die zur Trockenlegung des sogenannten Harlemer Meeres (großer Morast) ange-

wendet wird. Sie hat 11 Pumpen und pumpt in jeder Minute 300 Kubikellen Wasser heraus. Eine solche Maschine wäre zum Bau unserer Elbbrücke sehr erspriesslich!

In Paris hat man einen Dampfmaschinenkamin gebaut, den man vielleicht nirgends höher antreffen möchte. Seine Höhe beträgt 90 Meter (270 franz. Fuß) und derselbe hat mit Ausnahme der Grundlage eine runde Form.

Die Wittwe des bekannten Generals Kellermann ist am 1. October, achtzig Jahr alt, in Batignolles gestorben.

In Baiern ist neuerdings auf allerhöchsten Befehl eine genaue Charakteristik sämmtlicher Zeitschriften, Druckereien und Buchhandlungen mit Angabe ihrer Tendenz, Haltung, Beschäftigung, so wie der bürgerlichen, religiösen und politischen Lebensweise ihrer Besitzer abgefaßt worden.

Frankreich zählt am Kanal und längs der Küste des atlantischen Oceans 123 Leuchtthürme und Feuer, und 30 am mittelländischen Meere, welche der Schifffahrt zur Richtschnur dienen. 25.

Hahnemann's Denkmal. Die Summe der zu diesem Denkmal eingesandten Beiträge ist bis jetzt 4584 Thaler. Von mehreren Orten, namentlich von Berlin, Moskau und München, sind noch ansehnliche Gaben zu erwarten, so daß bald über 5000 Thaler gesammelt sein werden. Dennoch genügt diese Summe noch lange nicht, wenn das Denkmal Hahnemann's würdig werden und das Vorhaben, eine die Homöopathie fördernde Stiftung zu begründen, dabei ausgeführt werden soll. Eine gleiche Stiftung, wie wir beabsichtigen, ist indeß durch das Vermächtniß Mühlenbein's (von beläufig 1000 Thlen.) in's Leben getreten, so daß künftig beide Stiftungen sich ergänzen und unterstützen können. An Alle, welche die Homöopathie als den großen Fortschritt zur wahren Heilkunst anerkennen, an Alle, welche als durch sie Genesene die heilsamen Folgen der Hahnemann'schen Lehre an ihrem eigenen Körper empfanden, erlassen wir nochmals die dringende Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge, mögen sie groß oder klein sein, unterstützen und solche an den mit der Verwaltung der Gelder von dem Centralvereine homöopathischer Aerzte beauftragten Unterzeichneten bald einzuschicken oder zu solchem Be-

huf an einen oder den andern homöopathischen Arzt ihres Wohnorts abzugeben. Die geehrten Redactionen öffentlicher Blätter werden freundlich ersucht, durch Aufnahme dieses Aufsasses in ihre Spalten das gemeinnützige Unternehmen zu fördern.

Magdeburg, im September 1845.

D. Rummel.

Zu demselben Zweck ist in der Skerl'schen Kunsthandlung allhier Hahnemann's wohlgetroffenes Portrait in größerem und kleinem Format zu haben, auch wird sich der Annahme von Beiträgen die Arnold'sche Buchhandlung gefälligst unterziehen.

Dresden, am 30. October 1845.

Die Einrichtung der Dresdner Abonnementsconcerte findet die allgemeinste Theilnahme, und das erste Abonnement hat das günstigste Resultat gewährt. Dabei fehlt es auch nicht an Erbärmlichkeiten, die gegen das neue Unternehmen gerichtet sind. Wir geben als Probbchen derselben den nachfolgenden anonymen Brief, den Frl. Tuczek erhalten hat, als hier bekannt geworden war, daß man die geehrte Künstlerin um ihre Mitwirkung im ersten Concerte ersucht habe.

„An Fräulein Leopoldine Tuczek: königl. Kammer Sängerin zu Berlin.

Dresden, den 6. Nov.

Lassen Sie Sich, geehrtes Fräulein und geschagte Künstlerin! nicht dazu bewegen hier in Dresden im Abonnement-Concert zu singen. Man schmiedet eine arge Kabale gegen Sie; indem mehrere Herren angeregt von den hiesigen Sängern eine Wette angestellt haben, daß Sie durchfallen werden, und Sie würden die Kritik nicht aushalten; man hat eine hohe Wette angestellt. Schon weil Sie aus Berlin u preussische Kammer Sängerin sind, will man Sie hikaniren, weil vor einem Jahr die Schröder-Devrient in Berlin nicht gefallen hat. Lassen Sie Sich ja nicht durch Versprechungen in's Netz ziehen. Alle nur mögliche Raballen sind gegen Sie angeregt. Hier in Dresden ist ein ewiger Neid gegen alle Künstler aus Berlin. Verachten Sie diese Warnung nicht. Noch können mir die schönen Töne Ihrer herrlichen Stimme ins Ohr als ich so glücklich war vor einem Jahr Sie in meiner Vaterstadt Wien, als Susanne, in Figaros Hochzeit zu hören.

Verachten Sie nicht gut Gemeint.“

Zur großen Freude des Publikums hat Frl. Tuczek die Einladung des Directoriums der Abonnementconcerte angenommen und reichen Beifall geerntet. 20.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.